

Bischof
Dr. Gerhard Feige

Zeit

Ansage

Bistum Magdeburg
2015

Bischof
Dr. Gerhard Feige

Zeit

Ansage

Bistum Magdeburg
2015

Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg
bistum-magdeburg.de

Redaktion und Gestaltung: Thomas Lazar

Fotos: Dirk Mahler (34), Eckhard Pohl (74), Norbert Perner (78, 79), Bistum Magdeburg,

Druck: Schlüter Print Pharma Packaging GmbH, Schönebeck

Am Beginn des Jahres 2014 hat Bischof Dr. Gerhard Feige die „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“ gegründet. Er hat damit eine Plattform geschaffen, die ganz dem Anliegen unseres Bistums entspricht: Als schöpferische Minderheit wollen wir katholischen Christen uns einbringen in die Gesellschaft. Wir wollen uns einmischen, wo wir uns gefordert sehen, mit anderen – Christen und Nichtchristen – im Sinn der Frohen Botschaft und für die Menschen in unserer Region.

Gerade die „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“ hat während der vergangenen Monate viel Gutes bewirkt. Sie hilft Menschen, die bei uns Schutz suchen, unmittelbar und sie ermuntert andere, selbst mit Geld und durch ehrenamtliches Engagement zu helfen. In einer beträchtlichen Zahl von Gemeinden und Einrichtungen des Bistums Magdeburg gibt es heute Gruppen, die sich um eine Willkommenskultur in unseren Pfarreien und Einrichtungen bemühen. Sie bieten Sprachkurse an, begleiten zu Behörden und helfen Kindern bei den Hausaufgaben.

Welchen Wert unser Bischof dieser gelebten Nächstenliebe beimisst, spiegelt sich in den hier vorliegenden Texten wider. Immer neu ermutigt er darin Menschen im Bistum und darüber hinaus, sich „für jene einzusetzen, die als Flüchtlinge an unsere Tür klopfen: sei es, dass Sie die Möglichkeit haben, auf unsere Politik Einfluss zu nehmen, sei es, dass Sie Organisationen unterstützen, die im Bereich der Migrationsdienste tätig sind, sei es, dass Sie mit anderen darüber nachdenken, was sich vor Ort tun lässt, sei es, dass Sie sich ganz konkret einem Menschen zuwenden, der nach Vertreibung und Flucht eine neue Heimat und Geborgenheit sucht“.

In diesem Sinn empfehle ich Ihnen gerne die Lektüre der hier vorgelegten Texte. Sie sind eine „Zeit Ansage“ in ganz unterschiedlicher Weise. Neben der Flüchtlingsfrage thematisieren sie so auch die weltweite Ökumene, den 25. Jahrestag des „Mauerfalls“, die Entwicklung unseres Bistums Magdeburg und die Inspiration vieler Christen durch Papst Franziskus.

Thomas Lazar
Bistum Magdeburg

„Herbergssuche“	7
Predigt zur Christmette	
Aller Welt erschienen	11
Predigt zu Epiphanie	
Im Fremden Christus erkennen	15
Brief zur Österlichen Bußzeit	
Zur Überreichung der „Goldenen Taube“ an den refugium e. V.	20
Laudatio	
25 Jahre „Mauerfall“	26
Predigt	
Zum 25. Jahrestag des „Mauerfalls“	30
Interview	
„Alles in Christus vereinen“	38
Predigt zum 25-jährigen Bischofsweihejubiläum von Leo Nowak	
„Damit die Welt glaube“	44
Predigt zum 50. Jahrestag des Ökumenismusdekrets	
„Unberechenbar und liebenswürdig“	50
Interview des MDR über Papst Franziskus	
„Selig, die Frieden stiften“	54
Predigt zur Bistumswallfahrt	
Dem Ungeist widerstehen	60
Firmpredigt in der Pfarrei Carl Lampert in Halle	
Worum sollte es uns eigentlich gehen?	64
Predigt zum Dies Sacerdotalis	
Prinzip „Hoffnung“	68
Predigt am Ostersonntag	
„Ich möchte Brücken bauen“	72
Interview mit der Kirchenzeitung „Tag des Herrn“	

Inspirierender, segensreicher Ort.....	77
Zum Festakt anlässlich der Grundsteinlegung für die Kathedrale St. Sebastian vor 1000 Jahren	
Priester heute.....	80
Predigt zur Weihe von David Seibel	

„Herbergssuche“

Predigt zur Christmette 2014

„Wer klopft an?“ So beginnt ein altes Lied, das mancherorts im Advent gesungen wird; dabei war und ist es oft auch mit einem szenischen Spiel verbunden. Dialogisch erzählt es davon, wie Maria und Josef, die sich zur Volkszählung nach Bethlehem begeben haben, ein Quartier suchen und immer wieder auf Ablehnung stoßen: „Wer klopft an?“ – ruft da der Wirt und hört – „Oh zwei gar arme Leut’. Was wollt ihr denn? Oh gebt uns Herberg heut! Euch durch Gottes Lieb’ wir bitten, öffnet uns doch Eure Hütten! Oh, nein, nein, nein! Ach lasset uns doch ein! Es kann nicht sein! Wir wollen dankbar sein. Nein, nein, nein, es kann nicht sein. Da geht nur fort, ihr kommt nicht rein!“

Das, was hier ausführlich noch in weiteren Strophen entfaltet wird, ist im heutigen Evangelium nach Lukas nur ganz kurz angedeutet: Maria wickelte ihren Erstgeborenen in Windeln und – so heißt es dort (Lk 2,7) – „legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war“. Diese wenigen Worte haben offenbar ausgereicht, im christlichen Brauchtum einen besonderen Stellenwert zu bekommen. Viele sind davon tief angerührt worden, dass Josef und Maria, die kurz vor der Niederkunft stand, nirgendwo willkommen waren und dass das Kind deshalb ganz und gar armselig zur Welt kommen musste. Über all die Jahrhunderte hinweg haben sich gerade auch die Armen immer wieder mit diesem Schicksal identifizieren können. Sie fanden und finden Trost darin, dass Jesus mit seinen Eltern in dieser Weise zutiefst „einer von uns“ geworden ist.

Was aber kann das für uns über Rührung und Trost hinaus noch bedeuten, dass Gott auf dieser Erde nicht in überwältigender Macht und Herrlichkeit erscheint, sondern sich auf Quartiersuche begibt? Darauf haben schon die Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte eine Antwort versucht. Jesus Christus – so ihre Überzeugung – klopft auch an unserem Herzen an und bittet um eine Herberge. Im übertragenen Sinne ist also unser Herz der Ort, an dem er zur Welt kommen will. „Willst auch du“ – fragt zum Beispiel der heilige Augustinus – „sein Wohnsitz sein“? Und er fährt dann fort: „Glaube nicht, du könntest es nicht. Bereite Ihm Raum in deinem Herzen, und er wird gerne darin thronen“.¹

Wie aber könnte das geschehen? Sicher müssten wir zuerst einmal in uns aufräumen. Was hat sich im Laufe der Zeit nicht alles angesammelt: Enttäuschungen und Verwundungen, Missverständnisse und

Vorurteile, Selbstsucht und Habgier, Bosheit und Gehässigkeit! Wo- von sind wir doch oftmals besetzt oder sogar besessen! Wie oft kreisen wir auch nur noch um uns selbst, lassen wir nichts mehr an uns heran, ist unser Herz kalt geworden! Vielleicht aber entdecken wir doch wieder jene Sehnsucht in uns, die letztlich nur durch Gott gestillt werden kann, hören wir, wie Jesus Christus an unser Herz anklopft, damit wir ihm öffnen. Dazu müsste man aber still werden und sich fragen lassen können: „Was oder wer ist für dein Leben wirklich wichtig? Worauf kommt es dir eigentlich an? Wo setzt du Prioritäten – und sind es die richtigen? Wohin führen sie dich und andere?“ Schon das könnte eine Möglichkeit sein, durch die Jesus Christus bei uns um Herberge bittet, eine Herausforderung, die uns weiterführt, nach seinem Vorbild zu handeln und wirklich liebende Menschen zu werden.

Menschen auf der Flucht

Jesus Christus kann bei uns aber auch noch auf andere Weise und sehr konkret anklopfen. „Was ihr“ – so sagt er einmal (Mt 25,40) – „für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Gerade jetzt sind es viele Flüchtlinge, die bei uns um Aufnahme bitten. Über 50 Millionen Menschen sollen derzeit aufgrund von Kriegen und Menschenrechtsverletzungen auf der Flucht sein, davon bis zu zehn Millionen Kinder. Regelmäßig hören oder lesen wir von ihren dramatischen Schicksalen: Sie sind Schleppern und Schleusern ausgesetzt, werden unterwegs inhaftiert, müssen bei Wind und Wetter im Freien campieren und werden auf überladene Boote verfrachtet, um – wenn sie Glück haben – in Europa zu landen. Wenn sie das schließlich trotz aller Gefahren für Leib und Leben geschafft haben, hoffen sie, das Schlimmste hinter sich zu haben. Aber allzu oft machen sie die Erfahrung, dass das nicht der Fall ist, klopfen sie an und hören als Antwort: „Nein, nein, nein, es kann nicht sein. Da geht nur fort, Ihr kommt nicht rein!“ Statt Gastfreundschaft begegnen ihnen oftmals Abwehr und Misstrauen, gelegentlich sogar Sarkasmus. „Bitte“ – so soll zum Beispiel kürzlich am Ortseingang eines sächsischen Kurortes zu lesen gewesen sein – „flüchten Sie weiter, es gibt hier nichts zu wohnen!“⁴² Und in einigen deutschen Städten gehen Menschen auf die Straße, um gegen eine angebliche Überfremdung des – wie sie sagen – christlichen Abendlandes zu demonstrieren. Es ist kurios, dass man damit christliche Werte verteidigen will, zu denen doch ganz wesentlich Respekt vor den anderen, Nächstenliebe und Barmherzigkeit gehören. Stattdessen schürt man Misstrauen und Angst,

werden Ausländer zu unerwünschten Personen erklärt oder sogar bedroht. Wenn man dann einmal ganz nüchtern auf die Zahlen schaut, zeigt sich, wie irrational solche Befürchtungen und Argumentationen sind: machen doch die Zuwanderer, denen Deutschland in diesem Jahr 2014 Schutz bietet, nur etwa 0,3 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Im kleinen Libanon dagegen bilden die 1,1 Millionen syrischen Flüchtlinge inzwischen ein Viertel der ganzen Bevölkerung!



Bischof Gerhard Feige besucht den ersten Kirchentag syrisch-orthodoxer Christen in Deutschland. In Anwesenheit des Patriarchen Mor Ignatius Aphrem II. trägt er sich in ein Gedenkbuch ein.

Doch auch ohne solche Zahlenvergleiche kann das Schicksal der Flüchtlinge uns Christen nicht kalt lassen. Wir feiern heute Nacht die Geburt Jesu von Nazareth. In ihm ist – wie es im Titusbrief heißt (vgl. Tit 2, 11) – die Gnade Gottes erschienen, um alle Menschen zu retten. Diese Gnade Gottes, diese seine Menschenfreundlichkeit, begegnet uns in einem kleinen Kind, dessen Eltern keine Herberge gefunden haben. Sie wird in Jesus Christus sichtbar, der in seinem nur 33 Jahre dauernden Leben gezeigt hat, wie diese Gnade aussieht. Vor allem die Armen, Bedürftigen, Notleidenden sind es, die ihn anziehen und denen er sich zuwendet. Er ist ihnen so sehr zugetan, dass er sich sogar geradezu mit ihnen identifiziert. Nach seiner Auferstehung – so sein Vermächtnis – will er nicht nur in den Gaben von Brot und Wein und nicht nur in seinem Wort unter uns gegenwärtig sein, sondern auch in der Begegnung mit den geringsten Brüdern und Schwestern.

Aus Fremden können auch Schwestern und Brüder werden

Ich weiß nicht, ob diese meine Überlegungen manche von Ihnen heute Abend irritieren oder sogar verärgern. Neulich habe ich jedenfalls einmal davon gelesen, dass eine Jugendgruppe auf einem Weihnachts-

markt mit einer besonderen Veranstaltung deutlich auf die Flüchtlingsproblematik aufmerksam machen wollte. Die kommunalen Behörden haben dies jedoch mit der Begründung abgelehnt, dass man die weihnachtliche Idylle mit solchen Problemen nicht stören wolle. Bedauerlich oder vielmehr makaber! Schließlich ist Weihnachten von seinem Ursprung her kein bürgerliches Event, sondern eine heilsame Provokation und eine Verheißung, die es in sich hat. Wenn wir die Geburt Jesu feiern, feiern wir damit auch Gottes Menschenfreundlichkeit, die mit Jesus zur Welt gekommen ist und die auch in uns zur Welt kommen möchte. Denn das bedeutet es schließlich auch, wenn die Kirchenväter davon sprechen, dass Jesus Christus in unserem Herzen Herberge finden will. Ganz unmissverständlich macht er uns klar: es gibt keinen anderen Weg zu Gott außer durch ihn; und das heißt auch: außer durch unsere Bereitschaft, ihn in den Armen und Bedürftigen dieser unserer Welt zu erkennen und ihnen zu dienen. „Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt 25, 35).

Ich freue mich, dass das auch in unserem Bistum schon gut verstanden und vielfältig umgesetzt wird. So leistet zum Beispiel der Migrationsdienst unserer Caritas eine enorme Hilfe. Und auch die vor fast einem Jahr von uns gegründete Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt hat erfreulicherweise ein großes Echo gefunden. Darüber hinaus weiß ich von zahlreichen Initiativen in unseren Pfarreien oder von Einzelnen, Asylsuchende bei Behördengängen zu unterstützen, ihnen zu helfen, deutsch zu lernen oder auf andere Weise persönliche Kontakte zu ihnen zu pflegen. Ich bin sehr dankbar für solche Zeichen des Willkommens, durch die aus Fremden tatsächlich unsere Brüder und Schwestern werden. Und ich möchte Sie alle dazu ermutigen, nach Ihren Kräften und Möglichkeiten sich mit für jene einzusetzen, die als Flüchtlinge an unsere Tür klopfen: sei es, dass Sie die Möglichkeit haben, auf unsere Politik Einfluss zu nehmen, sei es, dass Sie Organisationen unterstützen, die im Bereich der Migrationsdienste tätig sind, sei es, dass Sie mit anderen darüber nachdenken, was sich vor Ort tun lässt, sei es, dass Sie sich ganz konkret einem Menschen zuwenden, der nach Vertreibung und Flucht eine neue Heimat und Geborgenheit sucht.

„Wir alle“ – so hat es ein Jesuitenpater (F. Pflüger SJ) formuliert – „sind zur Geschwisterlichkeit und Gemeinschaft berufen. Es ist eine Aufgabe, gerade für Gemeinden, die so einfach sein kann – wenn wir nur diejenigen, die zu uns kommen, als unsere Schwestern, als unsere Brüder betrachten. Dann schmilzt das Misstrauen, dann können wir

sie herzlich willkommen heißen“. Dann könnte das Lied von der Herbergssuche auch so enden: „Ja, so kommt doch rein! Unser Haus steht euch offen. Wir teilen mit euch, was wir haben und was wir können“. So könnte Jesus Christus dann wirklich bei uns ankommen. So könnte es dann wirklich Weihnachten werden.

¹ Über die Psalmen 46,10; zit. von Adalbert Keller.

² J. Augstein, Spiegel online vom 27.11.2014 (es handelt sich übrigens um Bad Schandau).

Aller Welt erschienen

Predigt zu Epiphanie 2015

Kein Stammesgott

In den letzten Wochen hört man montags wieder den Ruf „Wir sind das Volk!“ Anders als vor 25 Jahren ist das aber nicht ein Ruf nach Freiheit und demokratischer Mitbestimmung, nicht der Ausdruck dafür, selbst Verantwortung für die Gesellschaft übernehmen zu wollen. „Wir sind das Volk!“ bedeutet hier: „Ihr gehört nicht zu uns! Wir wollen euch nicht, weil ihr eine andere Religion, eine andere Kultur, eine andere Hautfarbe habt!“ Nach außen hin erklären die Anhänger solcher Parolen, dass es ihnen darum gehe, das jüdisch-christliche Abendland zu verteidigen. Dahinter stehen aber letztlich nichts anderes als Vorurteile und Angst: Angst, „überfremdet“ zu werden, Angst vor der Zukunft und die Angst, selbst zu kurz zu kommen.

Nun ist es sicher klug, hinzuhören, was die Menschen bewegt und ihnen Sorgen bereitet. Als Kirche ist es aber vor allem auch unsere Aufgabe, laut und deutlich zu sagen, dass Parolen dieser Art mit der jüdisch-christlichen Überlieferung nicht vereinbar sind. Sie verletzen genau das, was angeblich gerettet werden soll: eine Kultur, in der Nächstenliebe, Respekt und Schutz von Fremden einen zentralen Stellenwert haben. Sie verkennen, dass der Gott Israels und der Gott Jesu Christi kein Stammesgott oder Nationalmythos ist. Er ist vielmehr aller Welt erschienen.

Schon das alte Israel ist immer tiefer zu dieser Wahrheit geführt worden. So sehr es sich als das auserwählte Volk verstanden hat, so sehr ist ihm auch bewusst geworden, dass dieser Gott ein Gott für alle Menschen ist. „Ich mache dich zum Licht für die Völker, damit mein Heil bis ans Ende der Erde reicht“ (Jes 49, 6). In dieser Verheißung aus dem zweiten Gottesknechtslied bei Jesaja hat schon Israel

seine Berufung erkannt. Für uns Christen hat sich diese Berufung in Jesus Christus vollendet. In ihm zeigt sich einmalig und unwiderruflich, was Gott mit uns Menschen vorhat: Er will, dass alle Menschen ohne Unterschied gerettet werden, dass sie einbezogen sind in das große Fest der Liebe. So schreibt auch Papst Benedikt: „Weil aber Gott alle Völker in Christus zu sich rufen und ihnen die Fülle seiner Offenbarung und seiner Liebe mitteilen will, hört er nicht auf, sich auf vielfältige Weise gegenwärtig zu machen“ (Dominus Jesus 8).

Weite statt Enge: ein Markenzeichen des Christentums

Am heutigen Festtag wird uns dies wieder eindrücklich vor Augen geführt. Gott hat die Sterndeuter aus dem Osten offenbar so berührt, dass sie aufgebrochen sind, um das neugeborene Kind zu suchen. In ihm haben sie die ganze Fülle Gottes erkannt.

Das will der Evangelist Matthäus seiner judenchristlichen Gemeinde vor Augen führen. Gott spricht zu allen Menschen und lädt sie ein, ihn zu suchen und zu finden. Alle haben „an derselben Verheißung in Christus Jesus teil“, wie wir vorhin in der Lesung aus dem Epheserbrief gehört haben (Eph 3,6).

Von Anfang an geht es also darum, den Kreis derer, die zu Christus gehören, nicht zu eng zu ziehen. Im Gegenteil: „Nicht Enge ist das Markenzeichen <des Christentums>, sondern Weite“ (Ulrich Behlau). Das heißt aber nicht, dass das immer selbstverständlich war und ist. Es gibt Untersuchungen, in denen man herausgefunden hat, dass gerade auch Christen – und darunter sogar vor allem katholische Christen! – dazu neigen, misstrauisch auf Fremde zu schauen und sich von ihnen abzugrenzen.

So heißt es in einer Geschichte, dass ein Afroamerikaner einmal wünschte, in eine New Yorker Gemeinde aufgenommen zu werden. Der Pfarrer war reserviert. „Tja“, sagte er schließlich, „ich bin nicht sicher, Mr. Jones, ob es unseren Gemeindegliedern recht wäre. Ich schlage vor, Sie gehen erst einmal wieder nach Hause und beten und warten ab, was Ihnen der Allmächtige dazu zu sagen hat.“ Einige Tage später kam Mr. Jones wieder. „Ich habe Ihren Rat befolgt“, sagte er zum Pfarrer. „Ich sprach mit Gott über die Sache, und er antwortete mir: ‘Mr. Jones, sagte er, bedenke, dass es sich um eine sehr exklusive Kirchengemeinde handelt. Du wirst wahrscheinlich nicht hineinkommen. Ich selbst versuche es schon seit vielen Jahren, und bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen’“ (W. Hoffsummer).

Und wie sieht das bei uns aus, liebe Schwestern und Brüder? Wie

sieht das zum Beispiel ganz konkret in der Kathedralpfarre St. Sebastian aus? Gelingt es Gott hier – um mit den Worten dieser Geschichte zu sprechen – hineinzukommen? Gelingt es ihm, in Gestalt von Menschen hineinzukommen, die weder deutsch noch „magdeburgisch“ und erst recht keine angestammten „Sebastianer“ sind?

In der Jahresschlussandacht habe ich vom Dompropst eine eindrückliche Statistik gehört: von den rund 4000 Mitgliedern der Pfarrei sind 1000 im Lauf ihres Lebens zugewandert, und zwar aus 63 verschiedenen Nationen dieser Erde! Das muss man sich einmal auf der Zunge zergehen lassen! Allein unsere Kathedralpfarre spiegelt demnach im Grunde wieder, wie sehr die Kirche von Anfang an international war, wie sehr diese Weite tatsächlich ihr Markenzeichen ist. Das gehört zum Fundament unseres Glaubens. Es geht um einen Gott, der sich weder auf ein Volk, noch auf eine Kultur noch auf bestimmte religiöse Traditionen festlegen lässt, einen Gott, der sich von Anfang an als jemand offenbart hat, der gerade auch um die Fremden wirbt.

Dialog mit anderen Religionen

Was bedeutet das nun aber für unser Verhältnis zu anderen Religionen? Der Ruf „Wir sind das Volk!“ hängt ja vor allem mit der Angst zusammen, vom Islam „überfremdet“ zu werden.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat uns hier einige Wegmarken an die Hand gegeben. In der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen (Nostra aetate 2) heißt es zum Beispiel: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selbst für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet“. Diese grundlegende Wertschätzung ist das Fundament eines echten interreligiösen Dialogs. Zu diesem Dialog gehört die Bereitschaft, einander kennenzulernen und gegenseitige Vorurteile abzubauen. Zu diesem Dialog gehört es auch, miteinander danach zu suchen, wie wir unsere Gesellschaft so gestalten können, dass Menschen in Frieden und Freiheit leben können.

Für uns Christen gehört zum Dialog mit nichtchristlichen Religionen aber auch die Eindeutigkeit unseres Glaubens. Christus ist für uns nicht ein Religionsstifter unter anderen. Er ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6) für alle Menschen. In ihm ist Gott allen Menschen erschienen. Diese unsere Überzeugung will andere nicht

vereinnahmen, sondern ihnen eine Hoffnung anbieten, die alles übersteigt, was sie kennen. Gerade weil wir davon überzeugt sind, dass Gott ein Gott aller Völker ist, ist es unsere Aufgabe, dieses universale Heilsangebot immer wieder ins Gespräch zu bringen. Recht verstanden macht gerade dies unsere missionarische Berufung aus. Andere in ihrer Freiheit und Eigenständigkeit zu respektieren, muss nicht heißen, die eigene Wahrheit zu verschweigen – und umgekehrt: Die christliche Gottesvorstellung und Weltdeutung als richtig anzusehen und zu lieben, muss nicht bedeuten, andere Wege zu verachten und zu hasen.

Liebe Schwestern und Brüder, wir feiern heute das Fest der Erscheinung des Herrn. Gott ist in Jesus aller Welt erschienen. Niemand kann seitdem für sich beanspruchen, sein einziges Volk zu sein. Öffnen wir uns dieser Weite Gottes und öffnen wir uns so denen, die zu uns kommen. Feiern wir miteinander das Fest des Lebens und teilen wir miteinander den Reichtum, den Gott uns jeweils geschenkt hat.



Der Caritasverband für das Bistum Magdeburg hat eine „Orientierungshilfe für die Flüchtlingssozialarbeit“ zusammengestellt und Anfang 2015 veröffentlicht. Bischof Gerhard Feige stellte das Heft bei einem Pressegespräch vor.

Im Fremden Christus erkennen: ein Zeichen der Zeit

Brief zur österlichen Bußzeit 2015

Liebe Schwestern und Brüder, da ist eine afrikanische Mutter neu in unserer Region und macht – wie von ihr kürzlich im MDR-Fernsehen zu hören war – die Erfahrung, dass sie in einer unserer Gemeinden Sonntag für Sonntag am Gottesdienst teilnimmt, ohne dass jemand sie anspricht. Erst als sie nach einiger Zeit selbst auf den Pfarrer zugeht und fragt, ob sich denn niemand für sie und ihre Kinder interessiere, findet sie Anschluss und herzliche Kontakte. Da hat andererseits ein aus Eritrea geflohener junger Mann im Umfeld unserer Kathedrale in Magdeburg Menschen gefunden, die ihm helfen sich einzuleben. Auf der Heimfahrt ins Asylantenheim jedoch wird er neulich von Jugendlichen in der Straßenbahn geschlagen, reißt man ihm die Kette mit dem Kreuz vom Hals. Da erzählt schließlich ein 12-jähriger Schüler aus Dresden vor ein paar Wochen weinend seinem Vater: „Auf einmal sind alle in meiner Klasse gegen mich, weil ich Muslim bin“. Und seine Eltern erlauben ihm nicht mehr, dass er montagabends das Haus verlässt.

Solche oder ähnliche Schicksale erleben Menschen, die oft unter großen Strapazen und Gefahren aus anderen Ländern zu uns kommen. Über 50 Millionen sollen derzeit wegen Krieg und Menschenrechtsverletzungen auf der Flucht sein, davon bis zu zehn Millionen Kinder. Regelmäßig hören wir von ihren dramatischen Schicksalen. Erst jüngst haben wieder hunderte von Flüchtlingen im Mittelmeer ihr Leben verloren. Doch selbst, wenn sie es schaffen, nach Europa zu gelangen, sind sie noch längst nicht in Sicherheit. Oftmals schlagen ihnen Misstrauen und Ablehnung entgegen; gelegentlich kommt es sogar zu gewalttätigen Übergriffen. Obwohl in unseren östlichen Bundesländern bisher nur wenige Ausländer leben – in Sachsen-Anhalt handelt es sich lediglich um 1,9 Prozent der Bevölkerung – sind Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit gerade hier in einem erschreckenden Ausmaß verbreitet. Besonders markant und beschämend kommt das seit einigen Wochen bei bestimmten Demonstrationen zum Ausdruck. Wenn auch die menschenverachtenden Taten islamistischer Terroristen aufs Schärfste zu verurteilen sind, rechtfertigt das jedoch nicht, Muslime generell zu verdächtigen und auszugrenzen.

„Ich war fremd und obdachlos...“

Angesichts all solcher Vorkommnisse, Entwicklungen und Tendenzen wird immer deutlicher, dass das Thema Migration zu einer der bedrängendsten politischen und sozialen Herausforderungen geworden ist. Wie wir mit Flüchtlingen und Fremden umgehen, zeigt, welcher Geist in unserer Gesellschaft herrscht, und entscheidet zugleich auch über unsere Zukunft. Hier sind wir als Kirche besonders gefragt. Als eine Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern aus allen Völkern und Nationen gehört es immer schon zu den Grunddiensten der Kirche, Anwältin für Migration und Integration zu sein. Die aktuelle Flüchtlingsproblematik ist dabei geradezu ein „Zeichen der Zeit“, das uns drängt, sehr konkret Position zu beziehen.

Die Grundlage, auf der wir das tun, ist unser Gottes- und Menschenbild. „Unter den Geboten Gottes gibt es wenige, die dem Schutzgebot gegenüber Fremden und Flüchtlingen an Gewicht und Eindeutigkeit gleichkommen.“⁴¹ So heißt es zum Beispiel schon im Buch Levitikus (19,33f): „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott“. Aufforderungen dieser Art ziehen sich wie ein roter Faden durch das ganze Alte Testament und werden im Neuen Testament noch verstärkt. Eine solche Gesinnung kommt zum Beispiel auch im Gleichnis vom barmherzigen Samariter zum Ausdruck. Die Liebe zum Nächsten überwindet alle Grenzen von Herkunft, Religion und Kultur. Und im Pfingstbericht erfahren wir, wie es der Geist Gottes den unterschiedlichsten Völkern ermöglicht, zu einer Einheit in Vielfalt zusammenzuwachsen (vgl. Apg 2,1-14).

Als Kirche sind wir damit von Anfang an eine internationale Gemeinschaft von Weltbürgern und kein kleinkariertem Verein von „Nationaltümmlern“ oder „Hinterwäldlern“, die sich nur im eigenen Milieu wohlfühlen und darin verbarrikadieren. Wie sehr das auch uns betrifft, spiegelt sich in mancher Statistik wider. So sind zum Beispiel in unserer Kathedralpfarre von den rund 4000 Mitgliedern etwa 1000 nicht hier geboren, sondern zugewandert, und zwar aus 63 verschiedenen Nationen. Wenn die ethnische Vielfalt auch nicht in allen unseren Pfarreien so groß ist, sollten wir doch überall solche Veränderungen noch bewusster wahrnehmen und kreativ darauf reagieren. Ich bin davon überzeugt, dass dies uns einiges abverlangt, insgesamt aber letztlich gut tun wird.

In den Flüchtlingen wie auch in den anderen Ausländern um uns herum begegnet uns Christus selbst. Er ist der Gast, der um Aufnahme bittet. So konkret und real heißt es am Ende des Matthäusevangeliums (25,34f.) auch: „Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, und nehmt das Reich in Besitz.... Denn ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen.“ Von daher wird Christus uns am Ende unseres Lebens bestimmt nicht fragen: „Habt Ihr euch auch genügend um euch selbst gekümmert und erfolgreich das Abendland verteidigt?“ Seine Frage wird vielmehr lauten: „Was habt Ihr meinen Schwestern und Brüdern getan, die aus Not und Bedrängnis zu Euch geflüchtet sind?“ Liebe Schwestern und Brüder, ich weiß darum, dass sich viele in unserem Bistum schon für Flüchtlinge einsetzen und auch um andere Ausländer sorgen. Doch das ist noch nicht überall selbstverständlich. Vielerorts gibt es Ängste und Vorurteile, fehlt es noch an gemeinsamen Erfahrungen mit Menschen unterschiedlicher Herkunft. Was können Sie also tun, wenn Sie sich als Einzelne, als Gruppe, als Gemeinde oder als Pfarrei im Sinne Jesu engagieren möchten?

Informieren

Das erste ist, sich entsprechendes Wissen zu verschaffen. Viele Vorbehalte können allein schon dadurch überwunden werden, dass man zum Beispiel das Schicksal der Fremden genauer kennt: woher sie kommen, wie die Situation in ihrem Land ist, warum sie geflüchtet sind. Um ihnen gerecht zu werden, ist es dann auch wichtig, sich über die gesetzlichen Grundlagen zu informieren, die für die einzelnen



Im Interkulturellen Zentrum des Caritasverbandes in Magdeburg informierte sich der Bischof über das Leben der Flüchtlinge und die Arbeit der Einrichtung.

Flüchtlinge in ihrer jeweiligen Situation zutreffen, denn „Flüchtling ist nicht gleich Flüchtling“². Aufklärung und Differenzierung sind notwendig, um irrationalen Ängsten und gängigen Stammtischparolen etwas entgegenhalten zu können. Ist doch zum Beispiel immer wieder auch zu hören, dass Flüchtlinge lieber arbeiten gehen sollten, als Sozialleistungen in Empfang zu nehmen. Dass viele aber gar nicht arbeiten dürfen, ist hierzulande offenbar nur wenigen bewusst. Darüber hinaus werden Asylbewerber derzeit auch keine Sprachkurse bezahlt, so dass sie auf Ehrenamtliche angewiesen sind, die ihnen helfen, Deutsch zu lernen. Manche Gemeinden oder Einzelne würden sich gern für Flüchtlinge engagieren, doch fehlt es oft einfach auch an Wissen, wohin man sich wenden kann, wenn man konkret helfen möchte. Eine gute Informationsgrundlage bietet dafür die „Orientierungshilfe für die Flüchtlingssozialarbeit“, die der Diözesan-caritasverband im Bistum Magdeburg kürzlich herausgegeben hat.

Sensibilisieren

Wichtig ist aber auch, dass wir ein noch tieferes Gespür für die Würde der Menschen entwickeln, die sich zunächst als Fremde bei uns aufhalten. Egal, woher sie kommen, egal, warum sie geflüchtet sind, egal, welchen rechtlichen Status sie haben: sie sind zuallererst einmal Menschen und Ebenbilder Gottes. Darum halte ich zum Beispiel eine Politik für fragwürdig, die die Zuwanderung vor allem nach „Nützlichkeit“ regeln will. Konkret heißt das: Wer von seiner Qualifikation her gebraucht wird, darf bleiben, andere nicht. Ebenso halte ich es für entwürdigend, wenn manche unterschwellig zwischen „guten“ und „schlechten“ Asylsuchenden unterscheiden. Als „Gute“ werden die verstanden, die politisch oder religiös verfolgt werden, als „Schlechte“ hingegen die, die man als sogenannte „Wirtschaftsflüchtlinge“ abtut, richtiger aber als „Armutsfüchtlinge“ bezeichnen sollte. Wer kann es Menschen, die in notvollen Verhältnissen leben, eigentlich verdenken, wenn sie sich – von den Medien weltweit über den Luxus anderswo in Kenntnis gesetzt – eines Tages auf den Weg machen, um dort vielleicht ein besseres Leben zu finden? Sind nicht Millionen von Menschen in unserem Land selbst die Nachfahren von Zugewanderten, Vertriebenen und Flüchtlingen, die hier für sich eine neue Heimat und eine bessere Zukunft gesucht haben? Und wären, wenn man nach 1989 in Ostdeutschland nicht bald die D-Mark eingeführt hätte, nicht viele DDR-Bürger ebenfalls zu „Wirtschaftsflüchtlingen“ geworden? Sicher, vieles muss staatlicherseits noch besser geregelt werden. Uns

aber sollte es zunächst einmal vor allem darum gehen, in denen, die zu uns kommen, die Mitmenschen zu sehen – mit ihren Nöten und Schicksalen, aber auch mit ihren Träumen und Hoffnungen.

Animieren

Und schließlich gehört dazu auch, einander zu ermutigen, etwas für die Flüchtlinge unter uns zu tun. So brauchen diese zum Beispiel Menschen, die ihnen helfen, sich beim Gang zu Ämtern oder beim Abfassen von Schreiben zurechtzufinden. Sie brauchen Menschen, die mit ihnen die deutsche Sprache üben oder ihre Kinder betreuen. Sie brauchen aber auch Menschen, die sich einfach für sie interessieren und mit ihnen etwas unternehmen. Ich bin sicher, dass Sie als Gemeinde oder als Einzelne, wenn Sie sich erst einmal innerlich darauf einlassen, herausfinden können, was die anderen brauchen und was Ihnen selbst möglich ist. In einem französischen Ort hat zum Beispiel eine Frau ganz einfach, weil es im nahegelegenen Aufnahmelager keinen Strom gab, täglich die Handys von Flüchtlingen aufgeladen, damit diese die Verbindung zu ihren Familien halten konnten.

Liebe Schwestern und Brüder, ob Sie nun einfach zu Fremden Kontakte knüpfen, mit ihnen Sprachpatenschaften eingehen, ihnen bei Behördengängen behilflich sind oder sie mit in den Gottesdienst nehmen, ob Sie Ausländern – Christen wie Nichtchristen – helfen, bei uns heimischer zu werden, ob Sie für unsere „Flüchtlingshilfe Sachen-Anhalt“ spenden oder sich auf den verschiedenen Ebenen in der Zuwanderungspolitik engagieren: immer geht es darum, im anderen den Menschen zu sehen – ja, in ihm letztlich Jesus Christus zu erkennen. Ich bitte Sie deshalb herzlich: lassen Sie sich auf das Schicksal der Flüchtlinge in unserem Land ein. Informieren Sie sich über die Möglichkeiten des Engagements und helfen Sie ihnen. Sie reagieren damit auf ein „Zeichen der Zeit“ und tragen zum sozialen Frieden in unserer Gesellschaft bei. Gehen Sie mit den ermutigenden Erfahrungen, die Sie dabei machen, auch ruhig in die Öffentlichkeit – als Gegengewicht zu all den negativen Schlagzeilen, von denen zur Zeit die Rede ist. Dem Herzen Gottes stehen Flüchtlinge und Fremde besonders nahe – lassen wir sie auch unseren Herzen näherkommen. Öffnen wir uns der Weite und Großzügigkeit Gottes. Teilen wir miteinander den Reichtum, den er uns jeweils geschenkt hat.

¹ ... „und der Fremdling, der in deinen Toren ist.“ *Gemeinsames Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht*, Bonn 1997, 45.

² *Orientierungshilfe für Flüchtlingssozialarbeit*, Diözesancaritasverband Magdeburg, Oktober 2014.

Zur Überreichung der „Goldenen Taube“ an den refugium e.V.

Laudatio am 26. September 2014

Sehr geehrte Damen und Herren, ich freue mich, dass so viele zu dieser Preisverleihung gekommen sind und grüße Sie alle ganz herzlich, vor allem Euch, liebe Jugendliche, die Ihr nach Deutschland gekommen seid! Euch gilt mein besonderer Gruß!

Es ist mir eine große Freude, heute bei Ihnen zu sein, wenn die Goldene Taube von Wittenberg aus nun zum Verein refugium weiterfliegt! Das Thema Migration liegt mir seit Jahren am Herzen. Ja, ich halte es für eine der größten und wichtigsten Herausforderungen unserer Gesellschaft. Am Umgang mit Flüchtlingen und Fremden entscheidet sich, auf welchen Fundamenten wir diese unsere Gesellschaft bauen. Umso mehr freue ich mich, dass heute ein Verein geehrt wird, dessen Arbeit in der Regel nicht zu den Themen gehört, die die Öffentlichkeit mobilisieren – obwohl wir tagtäglich mit Bildern und Berichten von Menschen konfrontiert werden, die auf der Flucht sind.

Auf Schiffen und Booten, zusammengepfercht in Lastwagen oder Eisenbahnwaggonen, auf Pferdewagen oder zu Fuß: solche Aufnahmen von Menschen auf der Flucht erscheinen regelmäßig auf unseren Bildschirmen. Über 50 Millionen Menschen sollen derzeit aufgrund von Kriegen und Menschenrechtsverletzungen auf der Flucht sein, bis zu zehn Millionen davon sind Kinder. Besonders dramatisch ist die Situation für diejenigen unter ihnen, die allein und ohne elterlichen Schutz aus ihren Heimatländern fliehen müssen und in ein Land verschlagen werden, dessen Sprache und Kultur ihnen fremd ist. Allein im Jahr 2013 sind in Deutschland nach Angaben des Bundesfachverbandes Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge über 5000 Kinder und Jugendliche in Obhut genommen worden. Sie brauchen in besonderer Weise Schutz und Begleitung.

Seit siebzehn Jahren stellt sich der refugium e.V. dieser Herausforderung. Als korporatives Mitglied des Diözesan-Caritasverbandes vertritt er die Interessen der Kinder und Jugendlichen, die ohne elterlichen Schutz zu uns geflüchtet sind. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt darauf, die Vormundschaft für sie zu übernehmen, nachdem sie eine erste Grundversorgung in der sogenannten Clearingstelle der Caritas-Trägersgesellschaft St. Mauritius erfahren haben. Darauf aufbauend

ist es die zentrale Aufgabe des Vereins, den aufenthaltsrechtlichen Status der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge zu klären. Diese Vereinsvormundschaft hat einige Vorteile gegenüber einer Amtsvormundschaft. Vor allem kann auf das einzelne Kind beziehungsweise den einzelnen Jugendlichen in einem Maß eingegangen werden, wie es einem Amtsvormund nicht möglich wäre. So kümmert sich refugium auch darum, seine Mündel sozialpädagogisch so zu begleiten, wie es den Einzelnen aufgrund ihrer Herkunft und ihrer Begabungen – aber auch aufgrund der traumatischen Erlebnisse ihrer Flucht – am besten entspricht.

In den siebzehn Jahren seit der Gründung konnte der Verein refugium 216 unbegleitete minderjährige Flüchtlinge aus 44 verschiedenen Ländern auf ihrem Weg ins Erwachsenenleben begleiten. Derzeit werden 28 Vormundschaften geführt, sieben weitere Anträge liegen bereits beim Amtsgericht vor. Und bis zum 31. August 2014 wurden bereits sechzehn neue Beschlüsse gefasst. Aufgrund der zahlreichen aktuellen Krisengebiete ist insgesamt ein deutlicher Anstieg zu verzeichnen; so wurden zum Beispiel bereits in den ersten vier Monaten dieses Jahres so viele Kinder und Jugendliche aufgenommen wie im gesamten Vorjahr; die Hälfte von ihnen stammt aus Syrien.

Aus 44 Ländern

Hinter diesen nüchternen Zahlen stehen Namen und Gesichter. Hinter diesen Zahlen stehen Schicksale und Geschichten, die in vielen Fällen sicher unsere Vorstellungskraft übersteigen. Hierzu zählen allein schon die Gründe, die Kinder zur Flucht veranlassen: sie fliehen zum Beispiel vor Kinderhandel, vor Zwangsprostitution oder Zwangsverheiratung, vor der Rekrutierung als Kindersoldaten; sie fliehen, weil sie gefoltert werden oder befürchten müssen, in Sippenhaft genommen zu werden; sie fliehen, weil sie auf der Suche nach ihren Familienangehörigen sind oder weil sie da, wo sie herkommen, keine Perspektive für sich sehen. In den meisten Fällen sind sie von Schleusern und Menschenhändlern abhängig und sind monatelang oder gar jahrelang auf der Flucht, oft unter dramatischen und traumatisierenden Umständen. Und wenn sie es schließlich geschafft haben, in Deutschland anzukommen, ist diese ihre Fluchterfahrung noch längst nicht zu Ende. So schreibt einer der Jugendlichen, der vom Verein refugium betreut wurde: „Ich bin mit 14 Jahren alleine und zu Fuß aus Afghanistan in Richtung Europa geflohen. Insgesamt hat es zwei Jahre gedauert, bis ich in Deutschland war. Wenn man in Deutschland an-

kommt, fühlt man sich wie in einer anderen Welt. Man denkt, man ist angekommen, aber das ist nicht so. Ich wünsche mir, dass ich mein Studium schaffe und eine uneingeschränkte Aufenthaltsgenehmigung bekomme.“

„Man denkt, man ist angekommen, aber das ist nicht so“. Hinter diesen Worten steht die Erfahrung, wie schwierig es ist, sich ohne Bezugspersonen in einem neuen Land zurechtfinden zu müssen. Da sind die Erlebnisse während der Flucht zu verarbeiten. Da sind neben der Sprache die sozialen und kulturellen Unterschiede. Da ist vor allem die rechtliche Unsicherheit, denen die unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge ausgesetzt sind. Denn nach wie vor geraten sie in das Spannungsfeld zwischen Kinder- und Jugendrecht und Ausländerrecht. Obwohl Deutschland inzwischen den Artikel 22 der UN-Kinderrechtskonvention ohne Vorbehalt ratifiziert hat, hat dies in der Praxis leider oft noch nicht die entsprechenden Folgen. Nach wie vor wird den unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen noch nicht das uneingeschränkte Kindeswohl gewährleistet. Sie sind deshalb gegenüber ihren deutschen Altersgenossen in vielen Bereichen schlechter gestellt. Da sie oftmals bewusst älter eingestuft werden als sie tatsächlich sind, wird ihnen keine Kinder- und Jugendhilfe gewährt, sondern sie werden ins Asylverfahren gedrängt. Dies wiederum hat gravierende Folgen für ihre Chance, in Deutschland bleiben zu können. Nach all dem, was die Kinder und Jugendlichen vor und während der Flucht erlebt haben, ist diese rechtliche Unsicherheit für sie besonders belastend.

Genuin kirchlicher Auftrag

Deshalb sieht der Verein refugium seine Verantwortung für seine Mündel auch darin, sich mit möglichst vielen Kooperationspartnern zu vernetzen, um eine gemeinsame politische Lobbyarbeit zu betreiben und um die Öffentlichkeit für die Rechte der Kinder und Jugendlichen zu sensibilisieren, die ohne elterlichen Schutz aus ihrer Heimat geflohen und zu uns gekommen sind. Denn gerade sie bedürfen einer besonderen und umfassenden Fürsorge im Sinne der UN-Kinderrechtskonvention. Es ist erfreulich, dass es in Sachsen-Anhalt einen landesweiten Beirat für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge gibt, der an das Sozialministerium angebunden ist, und unter dessen Federführung er im Oktober auch wieder tagen wird.

In alldem erfüllt der Verein refugium – als korporatives Mitglied des Diözesan-Caritasverbandes – einen genuin kirchlichen Auftrag. Denn „unter den Geboten Gottes gibt es wenige, die dem Schutz-

gebot gegenüber Fremden und Flüchtlingen an Gewicht und Eindeutigkeit gleichkommen“⁴¹. Dieses Gebot zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Alte Testament. So heißt es zum Beispiel im Buch Levitikus: „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott“ (Lev 19, 33f.).

Eine solche Einstellung ist in unserem Land alles andere als selbstverständlich. Obwohl der Ausländeranteil an der Gesamtbevölkerung nur 1,9 Prozent beträgt, stehen wir in Sachsen-Anhalt vor großen Herausforderungen. Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit sind in einem erschreckenden Ausmaß verbreitet – eine Tendenz, die zunimmt, wie in jüngster Zeit zu beobachten ist. Immer wieder kommt es zu Übergriffen extremistischer Gruppen und Einzelpersonen. Sie können nicht anders denn als Zeichen von geistiger Verirrung, von Rohheit und von fehlender Achtung vor dem Menschen gewertet werden. Intoleranz und Gewalt sind nicht vereinbar mit grundlegenden Werten des Zusammenlebens in unserer Gesellschaft.

Umso wichtiger ist es, dass es einen Verein wie refugium gibt, der sich gerade für diejenigen stark macht, die als Fremde in unserem Land besonders verletztlich und schutzbedürftig sind, dass es Menschen gibt, die ihre Kraft und ihre Zeit dafür einsetzen, dass aus Fremden Einheimische werden. Zu diesen Menschen gehören der Vorstand von refugium: Frau Schwenke, Herr Duc, Frau Nörenberg, Herr Reka und Frau Porst; dann Herr Bartnig, der hauptamtlich angestellt ist und die Vormundschaften führt; weiterhin Frau Schmidt von der Clearingstelle, und schließlich vor allem auch die zahlreichen Ehrenamtlichen, die die Arbeit von refugium nach ihren Möglichkeiten mit tragen und fördern. Sie alle stellen ihre jeweiligen Kräfte und Kompetenzen zur Verfügung und tragen so dazu bei, dass die jungen Menschen wieder Mut und Vertrauen finden können. Sie sorgen dafür, dass ein Klima der Wertschätzung und des Respekts in unserer Gesellschaft entstehen kann.

Mir ist aufgefallen, dass die Arbeit all dieser Beteiligten davon geprägt ist, den Kindern und Jugendlichen auf Augenhöhe zu begegnen. Sie sehen in ihnen nicht nur die Nehmenden oder die Schwachen, denen man helfen muss. Sie setzen vielmehr auch auf ihre Stärken und Begabungen und erkennen darin eine Bereicherung für sich selbst. Ein schönes Beispiel für diese Orientierung an den Ressourcen der Kinder und Jugendlichen ist ein Kreativworkshop, der von



Bundespräsident Joachim Gauck würdigte die Arbeit des Vereins am 12. Dezember 2014 mit einem Besuch in Magdeburg.

refugium organisiert wurde und im Oktober 2010 in Magdeburg stattgefunden hat. In Zusammenarbeit mit einem Kunsttherapeuten und einem Sozialpädagogen vom Jugendmigrationsdienst hatten die jungen Leute die Möglichkeit, ihre Flucht- und Alltagssituationen durch Malen und Plastizieren mit Ton auszudrücken und sich zugleich der Zukunft anzunähern. Dem Projekt „Zukunftsbilder“, das dabei herausgekommen ist, wurde vom Land Sachsen-Anhalt einer der Integrationspreise 2011 verliehen, und zwar der erste Preis in der Kategorie „Kultur und Weltoffenheit“. Die großflächigen Bilder und die Plastiken, die in diesem Projekt entstanden sind, zeigen, wie viel Kraft und wie viel Hoffnung in diesen jungen Menschen lebt, und dies trotz aller traumatischen Erfahrungen, die sie gemacht haben. Es ist deshalb sicher nicht zu hoch gegriffen, wenn man gerade solche Kinder und Jugendlichen als eine Art Botschafter sieht. Sie sind für uns alle Botschafter der Würde eines jeden Menschen, unabhängig von seiner Herkunft und von seinem Schicksal. „Wir haben alle verschiedene Sachen gemacht, die aber irgendwo immer dasselbe ausdrücken – das Streben nach Frieden, Glück und Liebe“, so beschreibt einer der jungen Männer seine Erfahrung auf dem Workshop. Und er fährt fort: „Dies sind alles Dinge, nach denen Deutsche auch streben. Wir möchten also die gleichen Dinge, werden aber nicht als die gleichen Menschen angesehen.“

Damit Menschen wie dieser junge Chinese erfahren können, dass sie in unserem Land dieselben Rechte und Möglichkeiten haben wie die

Gleichaltrigen hierzulande; dass sie als Menschen mit einer eigenen Würde angesehen werden, als Menschen, deren Potentiale für uns ein Geschenk und eine Bereicherung sind: dafür steht refugium nun seit siebzehn Jahren ein. Siebzehn Jahre, in denen vieles gelungen ist, in denen 216 junge Menschen auf ihrem Weg ins Erwachsenenleben begleitet werden konnten, in denen politische und gesellschaftliche Entscheidungsträger für ihre Rechte sensibilisiert werden konnten, siebzehn Jahre aber auch, in denen so manche Rückschläge zu verzeichnen sind, in denen manches vergeblich erschien.

Heute fliegt nun die „Goldene Taube“ von der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt zum Verein refugium, von einer evangelischen Initiative zu einer katholischen. Das ist auch eine sehr schöne ökumenische Geste. Sie zeigt, dass wir uns im Lande Luthers doch gegenseitig im Blick haben, und dass es immer wieder Anliegen gibt, die uns verbinden. Ich freue mich, dass die Junge Akademie für ihre „Kinderrechte-Entdeckertouren“ diesen Preis bekommen hat – und ich freue mich, dass Sie sich bei der Suche nach einem würdigen „Landeplatz“ der Taube nun für den Verein refugium entschieden haben! Sie beide stehen damit in einer Reihe mit vielen namhaften Preisträgern.

Mit der „Goldenen Taube“ wird nun das jahrelange Engagement des Vereins refugium für die Menschenrechte gewürdigt. Sie will damit auch denen Mut machen, die jeden Tag neu im Kampf mit Behörden und Gesetzesvorlagen die Mühen der Ebene auf sich nehmen. So freue ich mich sehr, dass Sie alle, die Sie sich seit siebzehn Jahren gegen alle Widerstände für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge einsetzen, heute in dieser Weise geehrt und bestätigt werden! Als kirchliche Einrichtung nehmen Sie ein Wächteramt wahr, das für unsere Gesellschaft unverzichtbar ist. Sie treten für die Menschenwürde und die daraus folgenden Rechte für alle Menschen ein. Sie werden dabei nicht müde, an der Gestaltung politischer Rahmenbedingungen mitzuwirken, damit diese Rechte tatsächlich in die Praxis umgesetzt werden. Mit all Ihrem Engagement stellen Sie uns vor Augen, wie es aussehen kann, wenn wir in jedem Menschen tatsächlich den Bruder oder die Schwester sehen lernen. Ich danke Ihnen von Herzen für dieses Engagement und wünsche Ihnen weiterhin eine „leidenschaftliche Gelassenheit“ angesichts der oft harten gesellschaftlichen und politischen Fakten und Tendenzen. Möge Sie die Begegnung mit den Kindern und Jugendlichen immer wieder auch stärken und Ihnen zum Geschenk und zur Bereicherung werden!

¹ ... „und der Fremdling, der in deinen Toren ist.“ *Gemeinsames Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht, Bonn 1997, Nr. 98.*

25 Jahre „Mauerfall“

Predigt zum Ökumenischen Gottesdienst
am 9. November 2014 in Helmstedt

Gott hat ein Zeichen gesetzt

Wer macht Geschichte? Sind es die sogenannten Großen und Machthaber dieser Welt: die Kaiser und Könige, Politiker und Militärs, Konzernchefs und Banker, Oligarchen und Mafiabosse? Oder sind es die Unruhestifter: die Kritiker und Träumer, die Idealisten und Propheten, die Widerstandskämpfer und Revolutionäre? Oder sind es ganz einfach die breiten Volksmassen? Noch grundsätzlicher gefragt: Machen *wir* die Geschichte oder sind wir ihr nur hilflos ausgeliefert? Bestimmen vielleicht Gestirne unser Leben oder irgendeine Vorsehung, ein göttlicher Dramaturg, der uns als Marionetten tanzen lässt? Ergibt sich Geschichte aus berechenbaren und vielleicht sogar gesetzmäßigen Prozessen, oder ist sie eher das Ergebnis blinden Zufalls? Angesichts der dramatischen Ereignisse vor 25 Jahren stellen sich diese Fragen noch konkreter. Wer hat die friedliche Revolution von 1989 gemacht? Welche Kräfte brachten die Mauer zum Einsturz? War dies nur die logische Folge einer Entwicklung, oder kam alles völlig überraschend?

Sicher haben die politische Großwetterlage und der Niedergang sozialistischer Misswirtschaft eine Rolle gespielt. Sicher haben einige Staatsmänner und Kirchenführer entscheidend dazu beigetragen. Sicher ist diese Entwicklung auch den mutigen Bürgerrechtlern und friedlichen Demonstranten, den Botschaftsbesetzern und Flüchtlingen sowie den resignierenden oder einsichtigen Sicherheitskräften zu verdanken. Sicher war das Maß voll und die Zeit reif.

Und doch hatten die wenigsten mit einer solchen Wende gerechnet. Voller Staunen trugen manche in jenen Tagen den uralten Psalm 126 auf den Lippen, in dem es heißt: „... da waren wir alle wie Träumende. Da war unser Mund voll Lachen und unsere Zunge voll Jubel. Da sagte man unter den anderen Völkern: Der Herr hat an ihnen Großes getan.“ Der Himmel schien die Erde berührt zu haben, und auf einmal klang das Magnifikat so wirklich wie schon lange nicht mehr: „Er erbarmt sich ... über alle, die ihn fürchten. ... er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind; er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen.“ Eine Ahnung tat sich auf, die vielen zur gläubigen Gewissheit wurde: Hier ist weder etwas Berechenbares noch

rein Zufälliges geschehen. Hier sind auch nicht nur allein Menschen am Werk gewesen; hier hat Gott selbst ein Zeichen gesetzt und unser Tun mit seiner Hilfe begleitet.

Inzwischen sind schon wieder 25 Jahre vergangen. Dramatische Entwicklungen liegen hinter uns, mit großartigen Erfolgen, aber auch maßlosen Enttäuschungen. Einerseits erfüllt viele immer noch Freude und Dankbarkeit, ist selbstverständlich zusammengewachsen, was willkürlich getrennt war, halten sich Solidarität und gegenseitiges Interesse; andererseits bleibt manches kritisch anzufragen, erscheint die „Freiheit grauer als der Traum von ihr“. Zweifellos gibt es zahlreiche Gewinner; doch ebenso sind viele zu Verlierern geworden. Und nach wie vor existieren Mauern in den Köpfen und Herzen der Menschen, gelingt es zwischen Ost und West nicht immer, sich wirklich zu verstehen oder verständlich zu machen.

Gleicht euch nicht dieser Welt an

Inmitten dieser spannungsreichen Erfahrungen hören wir Paulus im Römerbrief (12,2) sagen: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist, was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist.“ Was könnte das für uns – West- wie Ostdeutsche – angesichts unserer gemeinsamen Herausforderungen bedeuten?

Für uns Christen in der DDR galt es, sich nicht der herrschenden Ideologie des Marxismus-Leninismus anzupassen, also gegen den gesellschaftlichen Mainstream zu schwimmen und mehr oder weniger widerständig zu sein. Eine solche Herausforderung brachte sowohl Gefahren als auch Chancen mit sich. Viele hatten nicht die Kraft und den Mut, lange zu widerstehen; sie sind aus der Kirche ausgetreten oder haben sie lautlos verlassen. Andere haben dafür Nachteile auf sich genommen und sind dadurch in ihrem christlichen Glauben und ihrer Treue zur Kirche gewachsen.

Und wie ergeht es uns heutzutage? Zahlreiche Erfahrungen mit unserer modernen Gesellschaft legen den Eindruck nahe: In diktatorischen Zeiten kann es manchmal leichter sein, sich deutlich zu Jesus Christus und seiner Kirche zu bekennen. Schwieriger wird es da schon, wenn uns inmitten einer nicht mehr überschaubaren Meinungsvielfalt Gleichgültigkeit entgegenweht oder wir der Täuschung erliegen, es reiche für uns, nette und freundliche Menschen zu sein, sich eher mit der Welt zu arrangieren als ihr immer wieder auch den kritischen Spiegel des Evangeliums vor Augen zu halten.

Was rät uns nun Paulus, wenn er davon spricht, dass wir uns dieser Welt nicht angleichen sollen? Auf jeden Fall wohl nicht, sich abzukapseln und aus der Welt zu fliehen. Auch wenn unsere Heimat im Himmel ist, ist unser Platz doch in der Welt. Und wenn die Verhältnisse sich ändern, müssen auch wir uns umstellen. Dabei sollen wir uns aber eine kritische Distanz bewahren und immer wieder neu denken lernen, damit wir prüfen können, was dem Willen Gottes entspricht und was für uns Menschen heilsam ist. Darin haben wir auch eine Verantwortung für andere – nicht nur für uns selbst.

Wenn ich an meine Schulzeit denke, erinnere ich mich, dass mir zwar die Außenseiterrolle als Christ nicht immer gefallen hat, dass ich aber dennoch stolz darauf war, zu einer anderen Gemeinschaft zu gehören, der es wesentlich darum geht, Hoffnung und Zuversicht zu vermitteln. Und darin sind wir als Christen durchaus auch heute gefragt. Wir helfen keinem weiter, wenn wir uns verleugnen und unser Profil vom Gegenwind abschleifen lassen. Jesus spricht vom Sauerteig, vom Licht der Welt, vom Salz der Erde und von der Stadt auf dem Berge. Dazu sind wir berufen. Das ist unsere Sendung.

„Gleicht euch nicht dieser Welt an“, das bedeutet also: Redet nicht die Stammtischparolen nach, hängt euern Mantel nicht nach dem Wind, beugt euch nicht jeder Mehrheitsmeinung. Seid vielmehr widerständig! Ohne Zweifel brauchen wir als Christen Profil, sollten wir erkennbar und selbstbewusst auftreten, gewissermaßen – wie es im Italienischen heißt – „al dente“, „mit Biss“, aber nicht bissig, zwischen Weltvergötzung und Weltverachtung, zwischen Weltsucht und Weltflucht, als solche, die entschieden ihren Weg gehen. Wie aber ist dieser Weg positiv zu beschreiben und zu gestalten?

Freiheit muss gestaltet werden

„Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ In diesen Worten aus Psalm 66 kommt auch zum Ausdruck, was viele Christen vor 25 Jahren dachten, als die innerdeutsche Mauer gefallen war und die politischen Verhältnisse sich grundlegend veränderten. „Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ Als glaubende und getaufte Menschen sind wir – davon ist Paulus zutiefst überzeugt – grundsätzlich sogar von der Sünde (Röm 6,18-23), vom Gesetz (7,3f) und vom Tod (6,21) befreit. Wir sind wer! Gott hat uns nicht gnadenlos festgelegt oder eine Sklavenseele eingehaucht; wir sind keine Marionetten, sondern sein Ebenbild, zur Freiheit berufen und befähigt.

In Freiheit zu leben, ist aber nicht unbedingt einfach, birgt viele Risi-

ken in sich und erfordert immer wieder Verantwortungsbereitschaft, Mut und Elan. Freiheit muss gestaltet werden. Und da steht – was unsere jüngste Geschichte betrifft – gewissermaßen – wie Christian Führer es einmal formuliert hat – „der zweite Teil der Revolution“ noch aus. Neue Verhältnisse allein machen noch keinen neuen Menschen; denn niemand von uns ist nur – wie Marxisten behaupten – „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“. Es kommt darauf an, dass jede und jeder von uns sich wandelt und menschlicher wird. Dabei sollen gerade wir Christen, die – wie Paulus sagt – auf Jesu Tod getauft sind, um mit ihm aufzuerstehen, „als neue Menschen leben“ (vgl. Röm 6,3f).

Die Krise des Finanzmarktes hingegen hat gezeigt, wohin es führt, wenn Freiheit missbraucht wird, um nur noch den eigenen Vorteil zu verfolgen. Dann wird eine Gesellschaft gnadenlos und fördert eine „zügellose Profitgier“, die irgendwann zum Kollaps führt. Deshalb gilt es, sich verstärkt auf Werte zu besinnen, die lebensnotwendig zur Freiheit dazu gehören: die unbedingte Achtung vor der Würde jedes Menschen vom Embryo bis zum Sterbenden, Wahrheit und Gerechtigkeit, Verantwortung und Solidarität, der Schutz der Familie und die Besinnung auf das Gemeinwohl, ja auch Barmherzigkeit und Liebe. Wenn eine Gesellschaft solche Haltungen vernachlässigt, kann die Freiheit, die sie gewonnen hat, sich auch gegen sie richten.

Darum ist es für uns Christen wichtig, sich immer wieder öffentlich zu Wort zu melden, wo das Leben und die Würde von Menschen missachtet werden oder auf dem Spiel stehen: in Kriegs- und anderen Krisengebieten oder hierzulande, durch Mord, Vertreibung oder Diskriminierung, in der Forschung wie in der Medizin, unter ökonomischen Aspekten wie im alltäglichen Umgang miteinander, durch aggressives und gewalttätiges Verhalten bis hin zu fremdenfeindlichen und rechtsextremistischen Tendenzen und Übergriffen. Hierzu können und dürfen wir unmöglich schweigen. Zugleich sind wir aber auch herausgefordert, ganz praktisch zu handeln und Menschen in Not beizustehen. Anlässe dazu gibt es wahrhaftig genug. Wie viele Flüchtlinge bedürfen doch unserer Hilfe, wie viele andere aber bräuchten auch Zuwendung und Unterstützung!

25 Jahre nach dem Mauerfall haben wir allen Grund zum Danken. Gott hat ein Zeichen gesetzt. Das sollte uns immer noch zu denken geben. Wir sind zur Freiheit befreit worden. Gleichen wir uns nicht wieder dieser Welt an! Lassen wir uns auch von Enttäuschungen nicht lähmen! Stellen wir uns vielmehr mutig und hoffnungsvoll den Herausforderungen unserer Zeit! Gestalten wir das, was uns anvertraut

ist! Und tun wir das in ökumenischer Gesinnung! Wie auch immer sich unsere Verhältnisse entwickeln, entscheidend bleibt, dass wir uns auch unter neuen Bedingungen immer wieder bemühen, zu erkennen, was der Wille Gottes ist und wie wir ihm gerecht werden können. – Wer macht Geschichte? Wir garantiert nicht allein. Aber auf jeden Fall kommt es auch auf uns an.

Zum 25. Jahrestag des „Mauerfalls“

Interview zum 9. November 2014
auf der Internetseite des Bistums Magdeburg

Was bewegt Sie, Herr Bischof, wenn Sie an den Mauerfall zurückdenken?

Zunächst einmal die Erinnerung an die Zeit davor. Zwei Daten hatten sich mir besonders „eingebrannt“: der 13. August 1961, an dem die Mauer gebaut wurde, der sogenannte „antifaschistische Schutzwall“, der sich in Wirklichkeit gegen die eigene Bevölkerung richtete, und der 21. August 1968, an dem der „Prager Frühling“ durch die Truppen des Warschauer Paktes niedergewalzt wurde. Noch im Herbst 1989 hatte ich mir nicht vorstellen können, dass die DDR bald wie ein Kartenhaus zusammenbricht. Eher fürchtete ich, dass wieder einmal Panzer rollen, genauso wie gleichzeitig auf dem „Platz des himmlischen Friedens“ in Peking. Als aber dann alles doch völlig anders kam, ging es mir wie vielen anderen: Wir fühlten uns einfach wie „Träumende“ (vgl. Psalm 126) und brauchten erst einige Zeit, um an das Wunder zu glauben. Was bewegt mich heute? Vor allem Dankbarkeit! Je größer der Abstand zu dem wird, was ich fast 40 Jahre in der DDR miterlebt habe, umso unglaublicher, makabrer und lächerlicher erscheint mir vieles. Ich weiß aber auch darum, dass danach kein Paradies ausgebrochen ist und viele Probleme bewältigt werden mussten und müssen. Dennoch wünsche ich mir keinen einzigen Augenblick lang die sozialistische „Diktatur des Proletariates“ mit ihrem Versuch der „Zwangsbeglückung“, ihrer Scheindemokratie und ihrem Spitzelsystem zurück.

Sehr viel hat sich für die ostdeutsche Bevölkerung verändert. Auch die Katholiken im Bistum Magdeburg mussten sich umstellen. Worin zeigte sich das besonders?

Nach der friedlichen Revolution und der gesellschaftlichen Wende standen wir auf einmal einer grundsätzlich anderen Situation gegenüber. Neue Herausforderungen, Möglichkeiten und Probleme taten sich auf. Vor allem die ersten Jahre waren unheimlich spannend und abenteuerlich. Am Anfang hatten manche sogar die Erwartung, dass viele sich wieder dem Christentum und der Kirche zuwenden. Eine solche Entwicklung ist aber nicht eingetreten. Andererseits wurde Kirche ähnlich wie in der alten Bundesrepublik zu einer öffentlich bedeutsamen Größe. Viele Christen übernahmen politische und gesellschaftliche Ämter und gestalteten den Demokratisierungsprozess mit. Hatten wir Katholiken zu DDR-Zeiten fast wie in einer – heute würde man sagen – „Parallelgesellschaft“ gelebt, galt es nun, sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden und unserer Berufung und Sendung gerechter zu werden.

Wie hat die Magdeburger Ortskirche auf die Herausforderungen nach dem Mauerfall reagiert?

Im Verwaltungs- und Finanzbereich musste fast alles radikal umgestellt werden. Was das bedeutete, kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Im Laufe weniger Jahre war es dank der finanziellen Unterstützung durch die westlichen Bistümer und das Bonifatiuswerk in Paderborn möglich, unsere Gebäude – Kirchen, Pfarr- und Gemeindehäuser – umfassend zu sanieren und zu modernisieren. Neue seelsorgliche Aufgaben kamen hinzu: zum Beispiel bei der Bundeswehr, der Polizei, in Justizvollzugsanstalten, in Krankenhäusern. Einige soziale Einrichtungen wurden von der Caritas noch zusätzlich zu den schon vorhandenen übernommen.

Die Einführung des schulischen Religionsunterrichtes brachte viele Probleme mit sich; ohne die Mithilfe kirchlichen Personals wäre noch weniger zustande gekommen. Unabhängig davon hat mein Vorgänger – Bischof Leo Nowak – schon bald drei katholische Gymnasien (Magdeburg, Halle, Dessau) errichtet. Später kamen noch vier Grundschulen (Magdeburg, Halle, Oschersleben, Haldensleben) und eine Sekundarschule (Halle) hinzu.

1994 schließlich – und das war mit die bedeutendste Weichenstellung – ist aus dem zuvor Bischöflichen Amt Magdeburg, das territorial wenigstens bis dahin noch zum Erzbistum Paderborn gehört hatte, ein eigenständiges Bistum geworden. Dafür hatte auch die Mehrheit der Befragten plädiert; wohlgemerkt aber – das ist mir wichtig, zu betonen – nicht gegen Paderborn, sondern für Magdeburg.

Was haben die Katholiken der DDR in die deutsche Einheit eingebracht?

Vor allem – würde ich sagen – sich selbst mit ihren Erfahrungen und Prägungen. Die wenigsten von uns waren Helden, aber viele hatten sich und ihre Überzeugung doch nicht verkauft. „Wer in der Löwengrube sitzt“ – so lautete eine nüchterne Erkenntnis – „wird den Löwen nicht unbedingt am Schwanz ziehen“. Von daher sind viele ostdeutsche Katholiken sicher vorsichtiger, zurückhaltender und unselbständiger gewesen, als wenn sie in einer demokratischen Gesellschaft gelebt hätten. Zugleich brachten wir aber die Einsicht mit, dass jede Zeit sowohl Bewährungs- als auch Heilszeit ist und dass Kirche auch unter schwierigen Umständen existieren und segensreich wirken kann. Entscheidend ist freilich, dass man als Christ nicht einfach mitschwimmt, sondern bewusst seinen Glauben lebt und auch den Mut hat, dafür einzustehen. Kirche haben viele damals inmitten aller Bedrängnisse und Anfechtungen zudem oftmals als einen familiären Zufluchtsort erlebt, an dem es möglich war, sich freimütig auszutauschen, in seinem Gewissen ernst genommen und in seiner Würde bestärkt zu werden. Kirche in der DDR war – wie es Franz-Georg Friemel, ein ostdeutscher Pastoraltheologe, einmal formuliert hat – „eine Gegenwelt zum verordneten Sozialismus ... ein Schutzraum für das Menschliche“. Diese Erfahrung hat uns auch ein feines und kritisches Gespür für alles ideologische Gehabe mit auf den Weg gegeben. Auch im Christentum kann es ja vorkommen, dass manche – wie im Marxismus – die angeblich reine Lehre als geschlossenes System betrachten, dem sich alle nur ein- oder unterzuordnen haben. In Erinnerung an frühere Demonstrationen, Aufmärsche und Festivals betrachte ich manche christliche Großveranstaltung ebenso skeptisch. Auch die DDR war noch wenige Tage vor ihrem Untergang in der Lage, Massen zu begeistern. Das aber scheint nicht unbedingt immer etwas mit wirklicher Überzeugung oder einem tiefen Glauben zu tun zu haben. Neben diesen kritischen Vorbehalten möchte ich schließlich noch hervorheben, dass Ökumene für uns im Osten Deutschlands eine besondere Bedeutung hatte – und auch weiterhin hat. War es bis 1989 verstärkt der marxistisch-leninistische Druck, der uns Christen zusammenrücken ließ, drängt oder beflügelt uns heute die extreme Entkirchlichung in unserer Region zu größerer Nähe.

Mit der „extremen Entkirchlichung“ haben Sie ein Thema angesprochen, das viele bewegt. Vor einiger Zeit versah die Katholische Nachrichtenagentur das Ergebnis einer internationalen Studie aus Chicago mit dem Titel: „Gottes-

glaube in Ostdeutschland der geringste weltweit“. Können Sie diese Sicht mit Ihrer Erfahrung bestätigen?

Unsere Situation zu beschreiben und zu deuten, ist nicht einfach. Manche sprechen von einer „forcierten Säkularität“ oder von „ererbter Gottlosigkeit“, andere halten die meisten ehemaligen DDR-Bürger für „religiös unmusikalisch“, „religiös naturbelassen“ oder „gottlos glücklich“. Schillernder wird es noch, wenn der Erfurter Philosoph Eberhard Tiefensee formuliert: Ostdeutschland sei „so areligiös wie Bayern katholisch“. Auf jeden Fall ist es in unserer Region „normal“, keiner Kirche oder anderen Religion anzugehören. Das gilt von etwa 80 Prozent der Bevölkerung. Während – so habe ich es einmal gehört – Gott im Westen vielfach aus dem Herzen geschwunden sei, sei er im Osten auch aus dem Kopf entwichen. Die meisten hätten Gott nicht nur vergessen, sondern auch vergessen, dass sie ihn vergessen haben. Da ist etwas dran. Viele wissen schon mit dem Begriff „Gott“ nichts mehr anzufangen. Eine These besagt sogar, dass man im Osten stolz darauf sei, „rationaler“ und „fortschrittlicher“ als die Westdeutschen zu sein, und dass man sich dieses Charakteristikum der eigenen Identität nicht auch noch rauben lasse. Viele gestalten sich ihr Leben pragmatisch; Ethik scheint auch ohne Religion möglich zu sein; ein genereller Werteverfall ist nicht auszumachen. Andererseits sind Ostdeutsche nicht absolut ungläubig oder wirklich bekennende Atheisten. Es gibt durchaus Nachdenkliche und Suchende. Und Einzelne finden sogar zum Christentum und lassen sich – was vor 1989 fast nicht vorkam – taufen. Sich kirchlicherseits auf eine solche Befindlichkeit einzustellen, ist nicht leicht. Ich denke zum Beispiel an die Comboni-Missionare, die nach der Wende 10 Jahre bei uns waren und für sich bis zuletzt nicht herausgefunden haben, wie sie hier mit Erfolg missionieren können. Da braucht es eine große Offenheit und langen Atem, um unsere meist sympathischen nichtchristlichen Zeitgenossen besser zu verstehen und um zu begreifen, was es angesichts dieser Herausforderungen bedeutet, das Evangelium Jesu Christi glaubwürdig und lebensnah zu bezeugen.

Wird das von Ihren westlichen Mitbrüdern im Bischofsamt verstanden?

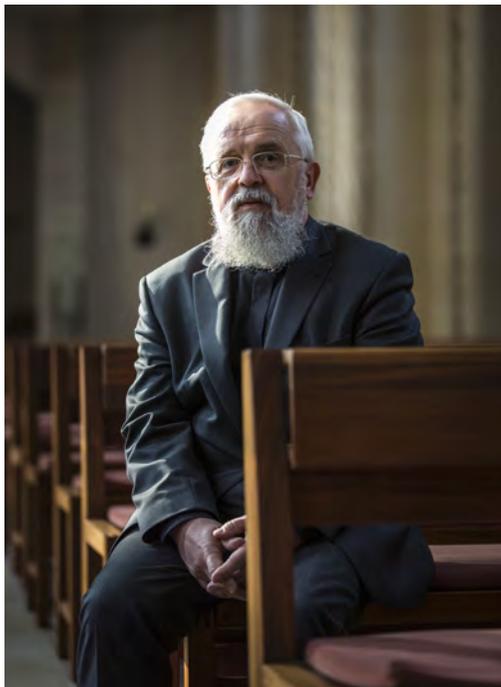
Ich glaube schon, dass die meisten, auch wenn sie in einem anderen Kontext leben, an uns interessiert sind. Das zeigt sich immer wieder. Wie mir aber bestimmte bayrische oder rheinländische Verhältnisse nicht völlig verständlich werden und rätselhaft bleiben, nehme ich an,

dass es ihnen umgekehrt ähnlich geht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand – und das betrifft nicht nur Bischöfe – ohne längere konkrete Erfahrungen ermessen kann, wie sich solche weltanschaulichen Umstände auf das Selbstverständnis der Kirche vor Ort, ihre gesellschaftliche Rolle und ihre ganz praktischen Vollzüge auswirken. Es gibt übrigens auch einzelne zugezogene Katholiken, die schon einige Zeit hier leben, sich aber dennoch aufgrund ihrer volksgemeinschaftlichen Vergangenheit nicht wirklich auf unsere Situation einlassen können oder wollen. Gelegentlich werden wir da auch mit eigenartigen Vorstellungen, Erwartungen oder Ansprüchen konfrontiert.

Ist die katholische Kirche in Deutschland zusammengewachsen?

Was die Bischofskonferenz betrifft, zweifellos. Da war es sogar bereits vor dem Beitritt der DDR zum Geltungsbereich des Grundgesetzes zur Vereinigung gekommen. Heute kann man sich dies schon gar nicht mehr anders vorstellen. Das meiste hat sich normalisiert. Wir Ostbischöfe gehören dazu und bringen uns auch entsprechend ein. Dankbar sind wir vor allem für jede Unterstützung, die uns seitdem gewährt wurde und auf die wir auch weiterhin setzen können. Weniger komplikationslos verliefen aber manche Anpassungen des Ostens an die staatskirchenrechtlichen Vereinbarungen der alten Bundesrepublik.

Vor allem betraf das die Einführung des schulischen Religionsunterrichtes. Hierbei sollte es keine andere Lösung geben als im Westen, damit die dortige Praxis nicht untergraben würde. Ob das freilich eine richtige Entscheidung



war, wird schon seit längerem bezweifelt, da in einigen Regionen aufgrund der geringen Katholiken- und Schülerzahlen nie ein solcher zustande kam oder inzwischen nicht mehr zustande kommt, andere katechetische Formen aber aufgegeben wurden. Insgesamt kann man jedoch von fast allen Ebenen und Bereichen – Bistümern, Pfarreien, Orden, Verbänden, Hilfswerken und Initiativen – sagen, dass sich erfreuliche Beziehungen entwickelt haben, dass man sich schätzt und füreinander Verantwortung übernommen hat. Manche Unterschiede bleiben freilich. Aber auch Nord und Süd gleichen sich nicht in allem.

Worin sehen Sie zwischen der katholischen Kirche im Osten und der im Westen Deutschlands noch Unterschiede?

Wesentliches ist uns gemeinsam; und die Unterschiede, die es gibt, trennen nicht, spielen aber doch eine bedeutsame Rolle. Ich meine auch, dass manche davon nicht aufzuheben sind und andere ganz einfach die Vielfalt katholischer Wirklichkeit in Deutschland bereichern. Äußerlich fällt da schon einmal auf, dass von den 24,2 Millionen deutscher Katholiken insgesamt im Osten – auf mehrere Bistümer verteilt – nur etwas mehr als 800 000 leben, und lediglich 86 000 davon im Bistum Magdeburg. Allein zum Erzbistum Köln hingegen gehören mehr als 2 Millionen Katholiken, und das auf einer Fläche, die nur etwa ein Drittel von unserer ausmacht. Auch was die Anzahl und den Einsatz von Mitarbeitern oder die finanziellen Möglichkeiten betrifft, gib es gewaltige Unterschiede. Im Osten muss oftmals ein Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin gleich mehrere Aufgabenfelder abdecken, weil niemand anderes mehr dafür eingestellt werden kann, und in manchen Bereichen – zum Beispiel bei Organisten und Küstern – läuft überhaupt fast alles nur ehren- oder nebenamtlich. Von einem westlichen Weihbischof habe ich einmal gehört, wenn er für ein wichtiges Projekt Geld bräuchte, wüsste er, an wen er sich wenden könne; ich hingegen kenne in unserer Region niemanden, der in einem solchen Fall spontan eine beträchtliche Summe spenden könnte oder wollte. Aufgrund unserer extremen Minderheitensituation – nur 3 bis 4 Prozent der Bevölkerung im Bereich des Bistums sind katholisch, höchstens 15 Prozent evangelisch – ist unsere gesellschaftliche Position auch viel schwächer als im Westen üblich. In den Medien unserer Region finden wir darum verhältnismäßig nur wenig Beachtung, weil sich ja die große Mehrheit unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger angeblich nicht für Religion und Kirche interessiert, und manchen westlichen Journalisten scheinen wir zu unwichtig zu sein,

um sich überhaupt mit uns zu beschäftigen. Übernimmt freilich ein Westdeutscher im Osten Verantwortung, reagiert man schon anders. Deutliche Unterschiede sehe ich auch hinsichtlich der demographischen Entwicklung und der Lebensverhältnisse. Und das betrifft uns ebenso wie die ganze Gesellschaft. Zum einen überaltern wir zusehends, und die meisten jungen Leute ziehen weg; zum anderen verändern sich zum Beispiel die Familienformen um und bei uns rasanter und radikaler als anderswo. So war vom Statistischen Bundesamt erst kürzlich zu hören, dass – um nur ein Extrem zu nennen – 2013 in Baden-Württemberg der Anteil der Ehepaare an allen Familien mit minderjährigen Kindern bei 78 Prozent lag, in Sachsen-Anhalt jedoch bei nur 51 Prozent. Ähnliches lässt sich im Ost-West-Vergleich bei Lebensgemeinschaften und Alleinerziehenden feststellen. Solche Gegebenheiten bleiben nicht ohne Auswirkungen auf die jeweiligen Ortskirchen und fordern sie spezifisch heraus. Dazu gehört in unseren Pfarreien auch, dass unter den wenigen, die überhaupt noch kirchlich heiraten, die meisten Paare weder rein katholisch noch gemischt konfessionell sind, sondern dass immer mehr Ehen mit religionslosen Partnerinnen oder Partnern geschlossen werden. Außerdem – und das wäre noch ein anderer Unterschied – zeigt sich katholische Kirche im Westen vielfach traditionsbezogener, folkloristischer und trachtenreicher, während im Osten eher eine stärkere Nüchternheit und Ernsthaftigkeit wahrzunehmen ist, sicher auch durch das evangelisch geprägte Umfeld mit beeinflusst. Dazu gehört vielleicht auch, dass mir bei der gelegentlichen Anrede „Exzellenz“ immer ein kleiner Schauer den Rücken herunterläuft. Einen Bischof so anzureden, sind wir hier im Osten nicht gewöhnt. Auch wenn es respektvoll gemeint ist, bleibt es für mich irritierend. Und noch eine letzte Bemerkung zur Frage nach Unterschieden zwischen Ost und West. Einen sehr grundsätzlichen Unterschied – das betrifft aber die ganze Gesellschaft – sehe ich auch darin, dass wir Ostdeutschen Westdeutschland immer mitdenken müssen, Westdeutsche umgekehrt das hingegen nicht nötig haben.

Wenn Sie auf die vergangenen 25 Jahre zurück blicken, worüber freuen Sie sich und was ärgert Sie?

Ohne Zweifel überwiegt bei mir die Freude, vor allem über die errungene oder geschenkte Freiheit mit all ihren Möglichkeiten. Ich gönne es vor allem der jungen Generation, die Welt ganz anders erfahren zu können, als es für uns möglich war. Ich bin sehr dankbar dafür, dass uns nach 1989 so viele Idealisten und Fachleute aus der

alten Bundesrepublik zu Hilfe gekommen sind und uns unterstützt haben, in den neuen Verhältnissen Fuß zu fassen und diese sinnvoll zu gestalten: aus Bistümern, Verbänden und Stiftungen, aus Gemeinden und Vereinen, aus Politik und Wirtschaft oder vom Bonifatiuswerk. Auch mehrere Orden haben Niederlassungen bei uns errichtet oder einzelne Mitglieder entsandt, die mit großem Eifer bei uns eingestiegen sind. Leider mussten einige von ihnen aufgrund ihres Alters oder der rückläufigen Entwicklung ihres Ordens unser Bistum inzwischen wieder verlassen. Faszinierend finde ich außerdem, wie durch Zuzug mancher Westdeutscher und Ausländer verschiedene unserer Gemeinden bereichert wurden und einen weiteren Horizont bekommen haben. Mich freut auch, wenn ich von einigen kirchlichen Hilfswerken höre, dass die Spendenbereitschaft in den östlichen Bistümern – wenn man die eingegangene Gesamtsumme zur Zahl der Katholiken beziehungsweise der Gottesdienstteilnehmer in Beziehung setzt – höher liegt als bei den westlichen Bistümern; zeigt sich darin doch, dass man sich nicht nur beschenken lässt, sondern auch bereit ist, anderen spürbar beizustehen.

Was mich hingegen befremdet, sind bestimmte negative Auswirkungen der Pluralisierung unserer Gesellschaft und auch unserer Kirche. Nichts gegen unterschiedliche Meinungen, aber manche beanspruchen inzwischen rigoros, im Besitz der Wahrheit zu sein, verstehen sich dabei sogar als besonders katholisch und scheuen sich auch nicht davor, andere unter Druck zu setzen und sie gelegentlich zu diffamieren oder zu denunzieren. In größeren Bistümern mögen sich solche Extreme noch verlieren, in kleineren belastet so etwas mehr. Kontraproduktiv wird dies vor allem, wenn jemand mit westlicher Sozialisation meint, katholischen Christen im Osten beibringen zu müssen, was wahrhaft katholisch sei. Das ist angesichts unserer Glaubenserfahrung unter ganz anderen Bedingungen und unseres sorgenvollen Ringens um verantwortbare Lösungen im Geiste Jesu Christi mehr als anmaßend.

Wie verstehen Sie sich und unser Bistum auf dem Weg in die Zukunft?

Ich glaube, dass wir im vereinten Deutschland angekommen sind, aber – auch aufgrund weiterer gesellschaftlicher Veränderungsprozesse – noch einen gewaltigen Gestaltwandel vor uns haben. Dabei hoffen wir auch künftig, durch die westlichen Bistümer unterstützt zu werden. Unsere Möglichkeiten sind begrenzt, wir haben aber auch Chancen. Wir wollen keine geschlossene Gesellschaft sein, uns nicht zu-

rückziehen, keine Idylle pflegen, sondern versuchen, als „schöpferische Minderheit“ zu wirken, in ökumenischem Geist und in Kooperation mit anderen Partnern. Dazu müssen wir uns freilich noch mehr um einen Mentalitätswandel bemühen. Vor dieser Herausforderung aber stehen nicht nur die ostdeutschen Bistümer.

„Alles in Christus vereinen“

Predigt zum 25-jährigen Bischofsweihejubiläum
von Bischof Leo Nowak am 24. März 2015

Wozu ist ein Bischof da?

Was ist ein Bischof? Wozu ist er da? Wie soll er sein? Im „Direktorium für den Hirtendienst der Bischöfe“ heißt es dazu: Er ist Hirte, Fischer, Vater, Bruder, Freund, Trostspender, Diener, Lehrer, starker Mann und „Sakrament der Güte“. Solche eindrücklichen Bilder aus Schrift und Tradition können dem, der zum Bischof geweiht wird, erst einmal den Atem verschlagen. Wie kann man das nur einigermaßen umsetzen? Wird hier nicht maßlos überzogen? Sind das nicht zu hohe Ideale? Aber nicht nur römische Dokumente beschreiben derartige Ansprüche. Auch viele Gläubige und sogar Nichtchristen haben die Vorstellung, ein Bischof müsste fast allen Erwartungen gerecht werden. Und so häufen sich Woche für Woche bei vielen Bischöfen die Schreiben und Anrufe mit Vorwürfen, jämmerlich versagt zu haben, oder Forderungen, nun endlich die Kirche und die Welt zu retten. Den einen ist man zu liberal, den anderen zu konservativ. Für manche sind inzwischen die meisten deutschen Bischöfe dem Zeitgeist erlegen und vom wahren Glauben abgefallen, andere dagegen beklagen deren Wirklichkeitsverlust und mangelnden Reformeifer.

Angesichts dieser verworrenen Gemengelage mit so unterschiedlichen Interessen führt vielleicht weiter, was Papst Benedikt XVI. einmal so formuliert hat: Der Bischof muss ein Mensch sein, „dem die Menschen am Herzen liegen, den das Geschick der Menschen bewegt. Er muss ein Mensch für die anderen sein. Aber das kann er nur dann wirklich, wenn er ein von Gott ergriffener Mensch ist... Er muss vor



„Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen“, das regt uns immer wieder an, aus uns selbst herauszugehen.

allem ein Mensch sein, dem es um Gott geht, denn nur dann geht es ihm auch wirklich um die Menschen“. In diesem Sinn ist ein Bischof – so könnte man es auf eine kurze Formel bringen – „um Gottes und der Menschen willen“ da. Sein Dienst besteht vor allem darin, alle – Christen wie Nichtchristen – auf Gott hinzuweisen, ihnen so den Sinn des Lebens zu erschließen und die Freude am Glauben zu wecken.

Neue Herausforderungen

Als du, lieber Bischof Leo, vor 25 Jahren zum Bischof geweiht wurdest, waren dir solche Gedanken nicht fremd. „Nur durch Gott“ – so schreibst du einmal – „kann der Mensch letztlich von der Angst befreit werden, vom Tod und der Knechtschaft der Sünde mit ihren vielen Gesichtern. Nur Gott schenkt dem Menschen ewiges Leben, das ihm nicht mehr genommen werden kann.“

Schon als Jugendlicher hattest du dich intensiv mit dieser Frage nach Gott auseinandergesetzt. Wenn Gott wirklich existiert – so waren damals deine Überlegungen – würdest du dich auch dafür einsetzen, dass die Menschen das erfahren. Und bei deiner Suche hast du schließlich – so wörtlich von dir – „keine bessere Antwort gefunden als Jesus Christus“. „Glaubt an Gott und glaubt an mich“. Dieses Wort aus dem Johannesevangelium (14,1) hat dich dann dein ganzes Leben nicht mehr losgelassen.

Dafür steht auch dein bischöflicher Wahlspruch: „Alles in Christus vereinen“. Dem, was nach dem Epheserbrief (1,10) Gottes Bemühen ist, „die Fülle der Zeiten heraufzuführen, in Christus alles zu ver-

einen, alles, was im Himmel und Erden ist“, wolltest auch du naheifern. Und so hast du – wie es in deinem Bischofswort zur Fastenzeit 2004 heißt – versucht, deinen Auftrag als Bischof zu sehen: „Zu sammeln und nicht zu zerstreuen, Leben zu wecken und nicht zu zerstören. Alle in Christus zu vereinen. Wohlbemerkt alle, Christen und Nichtchristen, Evangelische und Katholische, Glaubende und Nichtglaubende, ihnen allen“ – so war es von dir zu hören – „wollte ich verkünden, dass es einzig und allein darauf ankommt, in der Liebe zu wachsen, die uns in Jesus Christus so wunderbar geschenkt ist.“

In Christus alles vereinen: das sah in einem sozialistischen Staat mit einer marxistisch-leninistischen Einheitspartei anders aus als nach der friedlichen Revolution von 1989 und den dadurch ausgelösten gesellschaftspolitischen Veränderungen. Genau in dieser Phase hast du, lieber Bischof Leo, deinen Dienst angetreten. Es war eine Zeit, die ungeahnte Möglichkeiten für das kirchliche Leben im damaligen Bischöflichen Amt Magdeburg mit sich brachte, eine Zeit, die alle Beteiligten aber auch vor große Herausforderungen stellte. Doch schließlich – so heißt es im „Direktorium für den Hirtendienst der Bischöfe“ (12) – nimmt ein Bischof sein Amt ja „nicht mit der Aussicht auf Ruhe, sondern mit der Aussicht auf Mühe auf sich“.

Diese Mühe bestand zum Beispiel darin, das Verhältnis der Kirche zur Gesellschaft völlig neu zu bestimmen. Viele Christen übernahmen politische Verantwortung auf kommunaler und auf Landesebene. Presse- und Öffentlichkeitsarbeit mussten erst einmal aufgebaut werden. Ungewohnte seelsorgerliche Aufgaben suchten nach Lösungen. Verbände wurden ins Leben gerufen. Bereits im Jahr 1991 gab es 22 Sozialstationen in katholischer Trägerschaft. Und auf Wunsch vieler Eltern sind im gleichen Jahr drei katholische Gymnasien errichtet worden, später kamen noch vier Grundschulen hinzu. Und 1994 ist schließlich aus dem Bischöflichen Amt Magdeburg, das zuvor mindestens territorial noch zum Erzbistum Paderborn gehört hatte, ein eigenständiges Bistum geworden – mit Bischof Leo Nowak als erstem Bischof.

In Christus alles vereinen: Das bedeutete für dich, lieber Bischof Leo, aber noch etwas anderes. Nach der gesellschaftlichen Wende – so dein Anliegen und deine Sorge – müsse es auch eine „innere und geistige Wende“ geben. „Das Ziel unseres christlichen Glaubens“ – erklärst du in deinem Bischofswort zur Fastenzeit 1991 – „ist und bleibt der neue Mensch, der ganz aus Gott geschaffen ist. Dieser neue Mensch ist Jesus Christus. Deshalb ist er für den Christen der Weg, die Wahrheit und das Leben. An ihm vorbei geht nichts. Eine neue

Gesellschaft kann es nur geben, wenn es einen neuen Menschen gibt. Ist unsere Kirche“ – so fragst du dann – „der Raum, in dem diese Christuskirche eingeübt werden kann und die entscheidenden Impulse erhält?“ Und wie muss diese Kirche „um Gottes und der Menschen willen“ aussehen? Immer wieder hast du darauf hingewiesen, dass wir als Bistum Magdeburg nicht nur eine Diasporakirche im herkömmlichen Sinn bleiben dürfen. Denn „wir denken dabei“ – so hast du geschrieben – „an eine Kirche, die mühsam von außen am Leben erhalten wird. Ich meine, dass es jetzt an der Zeit ist, mehr von Evangelisierung zu sprechen, von einer Kirche, die sich auf die Kraft des Evangeliums besinnt und die ‚unmöglich‘ schweigen kann von dem, was wir gehört und gesehen haben“. Tatsächlich – davon bin auch ich überzeugt – denkt Gott sich bestimmt etwas dabei, uns in diese Situation berufen zu haben. Als extrem kleine Minderheit in Mittel- beziehungsweise Ostdeutschland zu leben, ist für uns Katholiken darum kein Missgeschick oder Unglücksfall der Kirchengeschichte, auch keine Fehlform des Christentums – wohl aber eine besondere Herausforderung, Berufung und Sendung mit eigenen Chancen.

Diese Überzeugung oder Vision hat im „Pastoralen Zukunftsgespräch“ unseres Bistums von 2000 bis 2004 auch zu wichtigen Impulsen geführt. Sein Motto „Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen“ geht uns seitdem nicht aus dem Sinn und regt uns immer wieder an, aus uns selbst herauszugehen. „Wir wollen“ – wie es im Leitbild von damals heißt – „eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘, auch, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“

Arm-selig und schöpferisch

Dabei machen wir uns jedoch nichts vor. Wir wissen darum, dass unsere Rahmenbedingungen nicht sehr vorteilhaft sind und sich offenbar weiter verschlechtern. Nüchtern betrachtet, spricht vieles gegen uns. Mit einem Anteil von drei bis vier Prozent an der Gesamtbevölkerung erscheinen wir 85.000 Katholiken auf den 23.000 km² unseres Bistums ziemlich verloren. Zudem leben wir in einer Gesellschaft, in der sich ein starker demographischer Wandel vollzieht. Viele junge Leute ziehen weg, die Überalterung schreitet voran, unsere Kräfte

und Möglichkeiten sind begrenzt. Im Vergleich mit anderen deutschen Bistümern und dem, was alles noch verwirklicht werden könnte und müsste, kommen wir uns manchmal wie ein „Hartz-IV-Empfänger“ im „Kaufhaus des Westens“ vor.

Doch sollte unsere Kleinheit kein Hindernis sein, unsere wenigen Talente selbstlos und mutig im Geiste Jesu Christi einzusetzen oder den biblischen Bildern vom Sauerteig beziehungsweise vom Weizenkorn nachzueifern. Dazu hast du, lieber Bischof Leo, auch immer wieder aufgerufen. „Ich habe“ – so ist von dir jedenfalls nachzulesen – „die Vorstellung, dass wir unsere Situation nicht nur andauernd beklagen und uns auf diese Weise ständig selbst blockieren und frustrieren, sondern diese Armut als eine Art Arm-Seligkeit verstehen und begreifen lernen, weil diese Armut dem Geist des Evangeliums entspricht.“ In diesem Sinn dürfen wir uns dann auch – wie es unsere jüngsten „Zukunftsbilder“ zum Ausdruck bringen – als eine „schöpferische Minderheit“ begreifen, die „in ökumenischem Geist“ und „in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft“ ihre eigenen Chancen hat, auf die Herausforderungen der heutigen Zeit zu antworten.

Was wir dabei brauchen, ist – wie du, lieber Bischof Leo, auch einmal formuliert hast – „eine ganz in Gott verwurzelte Kirche... Deshalb dürfen wir keine Abstriche machen im Gebet und beim Gottesdienst. Sonst geht Wesentliches verloren. Eine missionarische Kirche, die Menschen Hoffnung geben kann. ... In der Menschen glauben, dass Blinde sehen, Taube hören und Lahme gehen können... Eine Kirche, die sich auf die Kraft des Evangeliums besinnt... Eine kontaktfreudige Kirche, der Menschen wichtiger sind als Programme... Eine offene Kirche, die nichts zu verbergen hat, die vielmehr eine frohe Botschaft verkündet und in der auch Fremde Platz und Herberge finden. Und schließlich brauchen wir“ – wie du sagst – „eine fröhliche Kirche... Eine Kirche, in der wir nicht verbissen um unsere eigene Anerkennung besorgt sein müssen..., weil Gott selbst auch noch da ist. Eine solche Kirche kann ruhig arm und klein sein. Das schadet überhaupt nicht, denn eine solche Kirche wird kaum vergessen, dass alles von Gott abhängt“.

Lieber Bischof Leo, ich glaube, sagen zu können, dass du unserer Kirche in diesem Sinne ein zutiefst hoffnungsvolles und liebenswürdiges Gesicht gegeben hast. Mit dir verbindet sich die Wiedererrichtung unseres Bistums vor nun über 20 Jahren und so manche entscheidende Weichenstellung für die weitere Entwicklung. Immer ist dir dabei aber bewusst gewesen und geblieben, auf wen du deine Hoffnung

setzt: auf Christus, den Weg, die Wahrheit und das Leben. Im Vertrauen auf ihn hast du damals das Bischofsamt übernommen. Auf ihn kam und kommt es dir an. Deine Sehnsucht ist es nach wie vor, Menschen mit ihm in Kontakt zu bringen – gerade auch diejenigen, die glauben, ganz gut ohne Gott zurechtzukommen. Für deine Zuversicht und für deinen unermüdlichen Einsatz um Gottes und der Menschen willen danken wir dir von Herzen.

Wir danken aber auch Gott, der dich in seinen Dienst berufen hat und letztlich derjenige ist, der „alles, was im Himmel und auf Erden ist“ „in Christus vereinen“ wird. Mit dieser Hoffnung können wir – auch wenn wir noch so klein und armselig erscheinen – getrost in die Zukunft schauen.



Am Ende des Dankgottesdienstes gratuliert Gerhard Feige seinem Vorgänger im Bischofsamt: Ad multos Annos - auf viele Jahre!

„Damit die Welt glaube“

Predigt zum Gottesdienst am 21. November 2014
in Magdeburg anlässlich „50 Jahre Ökumenismusdekret“

Durchbruch zur Ökumene

Mit überwältigender Mehrheit von 2137 Ja- zu 11 Nein-Stimmen wurde heute vor 50 Jahren während des Zweiten Vatikanischen Konzils das Dekret über den Ökumenismus angenommen und dann bekanntgegeben. Was für einen Durchbruch das bedeutete hat, kann man nur ermessen, wenn man sich die ängstliche Abgrenzung und Verteidigung vor Augen hält, mit der die katholische Kirche zuvor auf die Ökumenische Bewegung reagiert hatte. So wäre zum Beispiel ein ökumenischer Gottesdienst, wie wir ihn heute feiern, vor dem Konzil kaum denkbar gewesen. Und katholischen Christen war die Ehe mit einem nichtkatholischen Partner nur unter strengen Auflagen erlaubt. Denn die katholische Kirche sah die anderen Konfessionen als „falsche christliche Religionen“ an (Pius XI., Rundschreiben „Mortalium animos“ von 1928), von deren Konferenzen und Aktivitäten Katholiken sich möglichst fernhalten sollten.

Auf dem Konzil aber wurden die Spaltungen der Christenheit in voller Deutlichkeit als ein Skandal wahrgenommen, der dem Willen Jesu widerspricht und der Glaubwürdigkeit des Evangeliums schweren Schaden zufügt. Darum auch trat die katholische Kirche nunmehr offiziell in die Ökumenische Bewegung ein. Sie würdigte sie sogar ausdrücklich als Geschenk des Heiligen Geistes (Unitatis redintegratio 1) und rief alle Glieder der Kirche auf, sich daran zu beteiligen (UR 5). In einem „Dialog der Liebe und der Wahrheit“ sucht sie seitdem mehr das, was sie mit anderen eint, als was sie von ihnen trennt. Das Konzil erinnerte an die Verbundenheit aller Christen durch die Taufe, die Anerkennung der Heiligen Schrift und den Glauben an den dreieinen Gott (Lumen gentium 15). Diese Gemeinsamkeiten sind so weitreichend, dass die Kirchenspaltungen nicht bis in die Wurzel reichen. Daher erkannte das Konzil auch die anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften als „Mittel des Heils“ (UR 3) an.

Damit hat sich das Verhältnis der katholischen Kirche zu den anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften in den letzten 50 Jahren tiefgreifend verändert. Auf allen Ebenen ist etwas in Bewegung gekommen. Gegenüber dem jahrhundertelangen Über-, Unter- und Gegeneinander der Konfessionen ist relativ schnell ein Nebeneinan-

der und schließlich sogar ein Miteinander geworden. Dazu gehören ökumenische Gottesdienste und Kirchentage, geistliche Initiativen, gemeinsame Erklärungen zu gesellschaftspolitischen Fragen, Verständigungen in theologischen Streitfragen, Gesten der Versöhnung und praktische Aktionen im Dienst an der Welt. Dazu gehört auch die wechselseitige Taufanerkennung, wie sie im Jahr 2007 auf eindrückliche Weise hier in Magdeburg zwischen elf Mitgliedskirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland besiegelt wurde. Ich habe den ökumenischen Aufbruch als Jugendlicher erlebt. Unvergesslich bleibt mir vor allem der allererste ökumenische Gottesdienst in der überfüllten Marktkirche zu Halle, als Vertreter aller anwesenden Konfessionen um Vergebung für das von ihren Gemeinschaften in der Vergangenheit begangene Unrecht baten. Vieles von dem, was vor Jahrzehnten noch undenkbar war, erscheint den meisten inzwischen schon als selbstverständlich. Damit ist allerdings nicht gesagt, dass schon alles bestens wäre. Immer noch gibt es gravierende Probleme, und manchmal – vor allem bei gesellschaftlichen Veränderungen – tauchen auch neue auf. Immer noch sind nicht alle ökumenischen Impulse des Konzils umgesetzt. Außerdem bleiben ökumenische Erfolge ein gefährdetes Gut. Und vielfach stoßen ökumenische Bestrebungen auch auf Widerstände.

„Ökumene – so formulierte einmal der Theologe Clemens Wilken:
ein Fremdwort – für die Gleichgültigen
ein Reizwort – für die Festgelegten
ein Hauptwort – für die Begeisterten
ein Zukunftswort – für die noch nicht Resignierten
ein Phantasiewort – für die Pragmatiker
ein Fragewort – das Strukturen erschüttert
ein Füllwort – das als Alibi gebraucht wird
ein Trostwort – für die Verletzten
ein Leitwort – für die Suchenden
ein Kennwort – für die Eingeweihten
und eins der letzten Worte unseres Herrn: Seid eins!“

Ein Herzenswunsch Jesu

Warum und wozu soll Ökumene – so könnte man sich nach einer solchen Aufzählung fragen – eigentlich gut sein? Ist es wirklich notwendig, sich noch mehr auf die anderen Christen zuzubewegen und eine größere Einheit zu suchen? Haben wir nicht jeweils genügend eigene Probleme?

Angesichts der Bitte Jesu im sogenannten Hohepriesterlichen Gebet des Johannesevangeliums um Einheit der Glaubenden müssten uns diese Fragen eigentlich im Halse stecken bleiben. Auch wenn es in diesem Gebet nicht um die Wiedervereinigung getrennter Gruppen geht, setzt es für alles Suchen nach christlicher Einheit ein unübersehbares Signal. Es ist ein bewegendes Gebet Jesu in der Stunde des Abschieds, in dem er die Einheit seiner Jünger mit der Verkündigung des Evangeliums zusammenbringt. Je zerspaltener diese Jünger sind, umso weniger werden sie ein glaubhaftes Zeugnis ablegen können. Ihre Mission hat wenig Erfolg, wenn Vertreter verschiedener Gruppen nebeneinander oder gegeneinander versuchen, Menschen von ihrer Richtung zu überzeugen. Aus dieser Erkenntnis heraus ist auch die moderne Ökumenische Bewegung entstanden. Und das gilt nicht nur für die sogenannten Missionsländer, sondern ebenso auch für die kirchliche Situation in Europa und Nordamerika. Die konfessionelle Spaltung ist sogar zu einem großen Teil dafür mitverantwortlich, dass Christentum und Kirche in unserer Gesellschaft an Bedeutung und Glaubwürdigkeit verloren haben. Viele unserer Zeitgenossen verstehen inzwischen überhaupt nicht mehr, wieso es eine gesplattene Christenheit gibt. Deshalb gilt auch: Je mehr die Einheit der Christen wächst, „umso mehr wird sie für die ganze Welt eine Verheißung der Einheit und des Friedens sein“ (Gaudium et spes 92).

Diese Einheit, nach der Jesus Christus sich sehnt, liegt nun aber nicht in der Hand der Jünger allein. Nicht ohne Grund bittet Jesus den Vater im Himmel um diese Einheit. Einheit ist deshalb nicht einfach die Frucht von langen Verhandlungen; sie ist auch nicht der kleinste gemeinsame Nenner, auf den man sich schließlich einigt. Einheit ist zuerst Gabe und Geschenk. Eine Gabe, die durch den Heiligen Geist bereits grundgelegt ist und zu immer tieferer Verwirklichung drängt. Auch wenn wir derzeit noch keine gemeinsame Vision davon haben, wie diese Einheit konkret aussehen könnte, sind wir dazu herausgefordert, uns diesem Wirken des Geistes Gottes anzuvertrauen. Deshalb hat sich die Kirche mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil „unumkehrbar dazu verpflichtet, den Weg der Suche nach Ökumene einzuschlagen und damit auf den Geist des Herrn zu hören, der uns lehrt, aufmerksam die ‚Zeichen der Zeit‘ zu lesen.“¹

Ökumene ist damit in erster Linie ein geistliches Geschehen. „Gottes Geist ist es, der durch das den Glauben weckende Wort Gottes und durch die Taufe bereits alle Christen in die Gemeinschaft des dreieinen Gottes einbezieht und dadurch untereinander zusammenschließt... Die volle, sichtbare Gemeinschaft kann dann aber nach Mei-

nung des Konzils nur auf einem geistlichen Weg der Umkehr und Erneuerung und durch einen Prozess wechselseitigen Lernens erreicht werden.“²

Konkrete Umsetzungen

Was aber heißt das für uns konkret: für unsere Kirchen und Gemeinschaften, Gruppen und jeden einzelnen? Was können und sollten wir tun? Grundlegend ist die Erkenntnis, zu der sich die katholische Kirche seit dem Konzil bekennt, dass „der Ökumenismus ... nicht bloß irgendein ‚Anhängsel‘ ist, das der traditionellen Tätigkeit der Kirche angefügt wird“, sondern dass Ökumene „im Gegenteil“ „organisch zu ihrem Leben und Wirken“ gehöre.³ Zugespitzt könnte man für unsere Kirche deshalb sagen: „Katholisch sein, heißt ökumenisch sein!“⁴ Das aber betrifft alle Ebenen: von der sogenannten Basis über die Theologen bis zu den Kirchenleitungen und umgekehrt. Allen ist aufgegeben, immer neu die Grenzen der eigenen Herkunft, des eigenen Denkens und der eigenen Wahrnehmung zu überschreiten. Das bedeutet zum Beispiel, anzuerkennen, dass es Stärken und Schätze gibt, die bei den einen mehr bewahrt oder entfaltet worden sind als bei den anderen; davon können alle profitieren und sich anregen lassen, nach versöhnter Einheit zu suchen. Vor Ort brauchen die Gemeinden deshalb die Ermutigung, die Vielfalt der anderen im persönlichen Austausch kennenzulernen und sich davon bereichern zu lassen.

Außerdem bedarf es einer breiten ökumenischen Bildungsarbeit, um sich gemeinsam auf den neuesten Stand von Lehre und Praxis zu bringen. Denn nach wie vor gibt es Vorurteile und Klischees auf allen Seiten. Diese überdecken oftmals, welche bedeutsamen Übereinstimmungen im ökumenischen Dialog bereits erreicht wurden. „So dürften beispielsweise katholische Christen vom evangelischen Abendmahl nicht mehr behaupten, hier sei Christus selbst nicht wirklich gegenwärtig (...). Umgekehrt dürften zum Beispiel evangelische Christen nicht mehr sagen, Katholiken ... würden nicht allein Gott anbeten, sondern auch andere Mittler wie Maria und die Heiligen.“⁵ Gerade im Zugehen auf das 500jährige Reformationsgedenken 2017 hielt ich es für hilfreich, wenn evangelische und katholische Christen vor Ort miteinander ihre Geschichte erforschen, einander von ihren Erfahrungen erzählen und dabei voneinander lernen. Auf der Ebene der Kirchenleitungen würde ich mir darüber hinaus wünschen, dass es zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche zu etwas Ähnlichem kommt, wie es bereits 1964 zwischen Papst Paul VI. und dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras möglich war: eine be-

rührende Geste der Versöhnung, in der die wechselseitigen Bannsprüche von 1054 „aus dem Gedächtnis und aus der Mitte der Kirche getilgt“ und „dem Vergessen anheim fallen“ sollten. Eine solche „Heilung der Erinnerungen“, zu der es tatsächlich bereits Überlegungen gibt, wäre auch hier ein starkes und tief greifendes Zeichen der Versöhnung auf dem Weg zur Einheit.



Vertreter|innen aller Kirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) waren zum Gedenkgottesdienst in die Kathedrale St. Sebastian gekommen.

Wenn diese Einheit unter uns Christen für Jesus im Hohepriesterlichen Gebet vor allem auch deshalb ersehnt wird, „damit die Welt glaube“, dann hat Ökumene schließlich vor allem auch eine missionarische und eine diakonische Dimension. Wie viele Kräfte könnten doch zum Beispiel in den sozialen und karitativen Diensten gebündelt werden! Hier gilt es zu entdecken, wo man sich vor Ort gemeinsam zugunsten der Menschen engagieren kann, die in Not sind. Ja, man könnte sogar sagen: „Nicht das gemeinsame, sondern das getrennte Handeln ist begründungspflichtig.“⁶⁶ Und das gilt für viele Bereiche kirchlichen Handelns, vor allem auch in kommunalen oder gesellschaftlichen Anliegen. Erfreulicherweise geschieht hier schon vieles, ist vieles längst selbstverständlich.

Ja, liebe Schwestern und Brüder, ich bin froh und dankbar, dass sich in unserer Region und in unserer Situation als christliche Minderheit ein gutes ökumenisches Klima entwickelt hat. Ökumene ist in Sachsen-Anhalt und darüber hinaus schon lange kein „Fremdwort“ mehr. Gottesdienste zum Sachsen-Anhalt-Tag, zu bestimmten Jubiläen oder anderen Anlässen werden gemeinsam gefeiert; die führenden

Geistlichen und andere Vertreter der Kirchen treffen sich regelmäßig zu Gesprächen, bei denen es möglich ist, sich über alles – einschließlich kritischer Wahrnehmungen – vertrauensvoll auszutauschen, die Jahresempfänge der Kirchen und die Gespräche mit der Landesregierung werden ökumenisch durchgeführt. Außerdem bestreiten wir auch manche Aktionen – zum Beispiel für eine Kultur der Aufmerksamkeit gegen rechtsextreme Tendenzen oder für mehr Beteiligung an den Wahlen – gemeinsam. Vor Ort hilft man sich oftmals auch kirchenmusikalisch aus. Besonders markant habe ich dies einmal bei einer katholischen Firmung in der evangelischen Stiftskirche zu Gernrode erlebt: Der Organist war evangelisch, der Posaunenchor war evangelisch, der Gospelchor war evangelisch, und der Ortspfarrer, der uns begrüßte und bis zum Ende an diesem feierlichen Gottesdienst teilnahm, war es ebenso.

Ließ uns Christen hier in der Region bis 1989 verstärkt der marxistisch-leninistische Druck zusammenrücken, drängt oder beflügelt uns heute im Sinne des Wunsches Jesu, dass die, die ihm nachfolgen, eins sein sollen, „damit die Welt glaubt“, die extreme Entkirchlichung zu größerer Nähe. Solche Einsichten haben uns Katholiken im Rahmen eines „Pastoralen Zukunftsgespräches“ dazu bewegt, einen eigenen Text zur Ökumene mit dem Titel „Als Kirchen gemeinsam auf dem Weg“ zu verfassen, in dem es dazu heißt: „Im Bistum Magdeburg, gelegen im Ursprungsland der lutherischen Reformation, hat Ökumene eine besondere Bedeutung. In einer Situation, in der christlicher Glaube längst nicht mehr selbstverständlich ist, kommt dem Umgang der Kirchen miteinander sowie ihrem gemeinsamen Auftreten eine besondere Bedeutung für ihre Glaubwürdigkeit zu. Nur in einem lebendigen Miteinander werden die Kirchen in ihrem Tun und in ihren Anliegen von den Menschen verstanden und angenommen. Angesichts weit verbreiteter Gleichgültigkeit, von Vorurteilen und Gewohnheiten sind die Christen aufgerufen, in Wort und Tat gemeinsam vom Evangelium Zeugnis zu geben.“ Das haben wir seit Jahrzehnten vielfältig versucht, davon sind wir immer noch überzeugt, auf diesem Weg wollen wir auch weitergehen.

Möge der Geist Gottes uns Christen alle dabei immer wieder kraftvoll anregen und die Richtung weisen.

¹ Johannes Paul II., Enzyklika „*Ut unum sint*“ 3.

² M. Kappes / J. Oeldemann (Hg.), *Ökumenisch weiter gehen!*, Paderborn-Leipzig 2014, 18.

³ Johannes Paul II., aaO. 20.

⁴ M. Kappes / J. Oeldemann, aaO. 47.

⁵ Ebd. 37.

⁶ Ebd. 46.

„Unberechenbar und liebenswürdig“

Interview des MDR mit Bischof Dr. Gerhard Feige
über Papst Franziskus zum zweiten Jahrestag seiner Wahl

Die Nachrichten überschlagen sich förmlich, zu den Mittwochsaudienzen auf dem Petersplatz kommen mehr Menschen als je zuvor – Papst Franziskus wird gehört, er wirkt sehr präsent und gilt als besonders dialogfähig. Wie erreicht er so viel Aufmerksamkeit?

„Wenn man jetzt der katholischen Kirche ins Gesicht schaut“ – so hat es ein Journalist (Patrik Schwarz) einmal gesagt – „blickt ein Mensch zurück – das ist schon viel in diesem Amt.“ Tatsächlich lebt Papst Franziskus seinen Dienst sehr persönlich und natürlich. Er ist unberechenbar und voller Überraschungen, angstfrei und liebenswürdig. Oftmals redet er recht ungeschminkt, manchmal sogar drastisch. Zudem hat er eine tiefe Freude am Evangelium und ein leidenschaftliches Herz für die Armen.

„In der hundert Jahre dauernden Kollision mit der Moderne hat ihre Knautschzone gelitten“, schreibt Wolfgang Thielmann sehr plastisch in einer ZEIT-Kolumne. Ist Papst Franziskus der Papst, der wieder für mehr Bodenhaftung der katholischen Kirche sorgen kann?

Zweifellos neigt Papst Franziskus – will man das an griechischen Philosophen festmachen – anders als Papst Benedikt mehr Aristoteles als Platon zu; d.h. er geht nicht von der Lehre, sondern von der konkreten Situation aus. Nicht die Idee hat für ihn den Vorrang, sondern die erfahrbare Wirklichkeit. Insofern nimmt er die menschlichen Verhältnisse so wahr, wie sie sind, steht also mit beiden Beinen auf der Erde, betrachtet alles aber dann im Lichte Gottes und formuliert, worauf es ankommt.

Erneuerung und Provokation ja, aber behutsam. „Ich will, dass es Wirbel gibt – im Inneren eines jeden Einzelnen, hier in der Stadt, überall in der Kirche – ja, den wird es geben“, rief Papst Franziskus im Juli 2013 während des Weltjugendtages in Rio de Janeiro. Sehen Sie in Papst Franziskus einen Reformator? Oder ist es eine kluge, für die katholische Kirche neue Form der Kommunikation?

Auf keinen Fall handelt es sich um einen billigen Trick oder eine

raffinierte Methode. Man kann Papst Franziskus auch nicht im Gegensatz zu traditionalistisch oder konservativ als liberalistisch oder progressiv einordnen. Eher könnte man ihn als „radikal“ bezeichnen, hat er doch eine „an die Wurzel gehende“ Erneuerung der Kirche in der Nachfolge Jesu Christi vor Augen. Und dazu hält er es für wesentlich, sich auf den Ursprung zu besinnen, d.h. aus dem Evangelium heraus Kraft zu schöpfen.

Die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der Kurie und ihren Strukturen in der Kirche stößt nicht auf Gegenliebe. Es heißt sogar, die Stimmung unter den Mitarbeitern des Vatikans sei schlecht. Wie sehen Sie das?

Auch außerhalb Roms hat Papst Franziskus inzwischen aufgrund seines unkonventionellen Auftretens manche Gegner. Es ist kurios, aber gerade solche Katholiken, die sich zuvor als „besonders papsttreu“ gegeben haben, erklären auf einmal, dass sie ja nicht „papistisch“ seien und den Papst unter Umständen sogar kritisieren müssten. Am Anfang seines Pontifikates waren sie erst sprachlos, dann betonten sie, dass zwischen ihm und seinen Vorgänger kein Blatt Papier passe, und nun ziehen sie über ihn her.

„Es ist unbestreitbar, dass viele sich enttäuscht fühlen und aufhören, sich mit der katholischen Tradition zu identifizieren“ und „Ich will keine Kirche, die darum besorgt ist, der Mittelpunkt zu sein, und schließlich in einer Anhäufung von fixen Ideen und Streitigkeiten verstrickt ist“, schrieb der Papst in seinem Rundschreiben „Evangelii Gaudium“. Dazu zählt auch die Auseinandersetzung mit der katholischen Sexualmoral. Welche neuen Akzente setzt Franziskus hier?

Gegenüber dem Eindruck, die katholische Kirche fixiere sich fast nur auf die Sexualmoral, hebt Papst Franziskus hervor: Zuerst muss es der Kirche um die Liebe Gottes zu allen Menschen gehen. Das sei die Verkündigung, wie sie der Botschaft Jesu entspricht. Dazu gehöre auch, andere – egal ob ihre Lebensweise kirchlichen Vorstellungen entspricht oder nicht – zunächst einmal in ihrer eigenen Wirklichkeit und Würde ernst zu nehmen und barmherzig miteinander umzugehen.

„Die Glaubwürdigkeit der christlichen Verkündigung wäre sehr viel größer, wenn die Christen ihre Spaltungen überwinden würden“, davon zeigt sich der Papst in „Evangelii Gaudium“ überzeugt. Wie steht es zwei Jahre nach der

Papstwahl um das Miteinander der Konfessionen – hat Papst Franziskus deutliche Impulse für den ökumenischen Dialog und das friedliche Zusammenstehen der Religionen geben können?

Vieles in den ökumenischen und interreligiösen Beziehungen hängt nicht vom Papst ab. Was ihn aber betrifft, so steht außer Frage, dass ihm der Dialog sowohl mit den Christen traditioneller wie evangelikaler Prägungen als auch mit den anderen Religionen ein Herzensanliegen ist. Das zeigen besonders – wie zum Beispiel in Jerusalem, Istanbul oder Rom – manche ausdrucksstarken Gesten der Versöhnung. In diesen Bemühungen um eine größere Verständigung sieht er einen wesentlichen Beitrag zur Einheit der Menschheitsfamilie.



Mit leitenden Geistlichen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands besuchte Bischof Feige im Dezember 2014 Papst Franziskus.

Jorge Mario Bergoglio ist Jesuit und hat ein Armutsgelübde abgelegt. 2013 wurde er in das Zentrum der kirchlichen Macht, den Vatikan, als Papst gewählt. Da brechen sicher große Widersprüche auf. Hat er Ihrer Ansicht nach mit seinen Gesten einen Umgang damit gefunden oder scheint das unlösbar?

Sicher ist es spannungsreich, im Vatikan „eine arme Kirche für die Armen“ zu leben. Entscheidend ist dabei, ob sich jemand so durch äußere Verhältnisse beeindrucken lässt, dass sie ihn lähmen, oder ob er stark genug ist, sich treu zu bleiben und diese entsprechend zu gebrauchen und zu gestalten. Aufgrund seiner lateinamerikanischen

Erfahrungen notvoller Zustände und seines wachen Gespürs – meine ich – kann Papst Franziskus damit überzeugend umgehen, und das nicht nur mit Gesten.

Jorge Mario Bergoglio kam vom anderen Ende Welt, wie er selbst sagt, und bekleidet nun seit zwei Jahren das höchste Amt der katholischen Kirche. Verantwortung, Pflicht und Macht sind unvergleichbar größer als in seinen vorherigen Ämtern. Hat das Bergoglio auch menschlich verändert?

Gegenfrage: Wer verändert sich nicht im Laufe seines Lebens, vor allem, wenn man sich unerwarteten Herausforderungen zu stellen hat oder auf einmal sogar im Rampenlicht der Weltgeschichte steht? Und doch habe ich den Eindruck, dass Papst Franziskus keine Theaterrolle spielt oder durch eine Maske blickt, sondern er selbst geblieben ist. Das lassen jedenfalls seine Spontaneität, sein offener Umgang mit fast jedermann und auch manche provokanten Formulierungen annehmen.

Der Papst ist ja bekannt dafür, dass er gerne telefoniert. Hat er sie auch schon angerufen? Wie erleben Sie ihn?

Nein, angerufen hat er mich noch nicht. Warum sollte er auch? Schließlich ist er ja für über 1,2 Milliarden Katholiken zuständig und außerdem noch an vielen anderen interessiert. Vor kurzem konnte ich ihn aber einmal im Rahmen einer Privataudienz in kleinem Kreis von 11 Personen erleben. Vertreter der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands hatten mich als katholischen Bischof eingeladen, mit nach Rom zu kommen. Es war eine sehr herzliche und anregende Begegnung.

Die Kanzlerin hatte bei ihrem Besuch im Vatikan den Papst eingeladen. Wann wird er nach Deutschland kommen – 2017 zum Reformationsjubiläum?

Da bin ich überfragt. Das weiß vermutlich noch niemand. Auf jeden Fall muss so eine Reise unter vielen Gesichtspunkten klug bedacht und sorgsam vorbereitet werden. Ein Kommen im Jahr 2017 halte ich eher für unwahrscheinlich, hängt aber auch nicht von mir ab. Darüber entscheiden andere.

Am 13. März ist Papst Franziskus zwei Jahre im Amt. Haben Sie Wünsche, die Sie ihm zum Amtsjubiläum schicken möchten?

Geschrieben habe ich ihm nicht, aber ich bete für ihn, dass Gott ihm noch viel Kraft und Elan für seinen Dienst an der Einheit und Erneuerung unserer Kirche sowie für seinen Einsatz darüber hinaus schenkt. Möge er sich nicht durch manchen Widerstand entmutigen lassen, sondern auch weiterhin unbeirrt, gelassen und froh im Geiste des Evangeliums mit vielen anderen weltweit zu mehr Gerechtigkeit und Barmherzigkeit beitragen.

„Selig, die Frieden stiften“

Predigt zur Bistumswallfahrt 2014

„Dass Menschen wieder Menschen werden“: dafür hat Carl Lampert, ein österreichischer Priester, aus ganzem Herzen gebetet, bevor er 1944 in Halle durch das Fallbeil hingerichtet wurde. Über Jahre litt er darunter, wie die Nationalsozialisten die menschliche Würde mit Füßen traten und zu welchen Gräueltaten Menschen fähig sind. Das hatte er nicht schweigend hinnehmen können. Vor drei Jahren ist er selig gesprochen worden. Mit römischer Zustimmung dürfen auch wir ihn jetzt in unseren Bistumskalender aufnehmen. Und die Pfarrei Halle-Nord, die sich ihm schon lange besonders verbunden weiß, kann ihn nun offiziell als ihren Patron verehren.

„Dass Menschen wieder Menschen werden“: drückt sich darin nicht zutiefst unsere Sehnsucht nach Frieden aus? Frieden: das ist ja nicht einfach nur ein Zustand, in dem Waffenstillstand herrscht, wo es weder Krieg noch Terror gibt. Zum Frieden gehört es, dass wir in versöhnten Beziehungen leben: zueinander, zur ganzen Schöpfung und zu Gott. Zum Frieden gehört es, dass die Würde jedes einzelnen Menschen geachtet wird. „Das Werk der Gerechtigkeit wird der Friede sein“ – so haben wir in der Lesung gehört (Jes 32,17f.) – so dass die Menschen „in sicheren Wohnungen, an stillen und ruhigen Plätzen“ wohnen können. So ein umfassender Friede ist uns von Gott verheißen. Er will, dass wir Menschen wahrhaft menschlich miteinander umgehen, dass Menschen tatsächlich Menschen sein dürfen, wie er sie als seine Ebenbilder geschaffen hat.

Alltäglicher Unfrieden

Wie weit sind wir aber oft von einem solchen Frieden entfernt. Immer wieder kommt es unter uns auch zu Hass und Streit, sogar zu gewalttätigen Übergriffen, im Kleinen wie im Großen, in den Familien wie in der Öffentlichkeit. Kinder leiden besonders darunter, aber auch Frauen werden misshandelt oder Ausländer angegriffen. Da macht sich außerdem inzwischen im Internet, aber auch in Briefen – anonym oder namentlich – mitunter eine Aggressivität breit, die einem den Atem verschlagen kann. So unverschämt würden sich manche wahrscheinlich nicht äußern, wenn sie ihren Adressaten persönlich gegenüberständen. Aber aus dem digitalen Abstand heraus meinen sie, hemmungslos ihre ganze Wut herauslassen und andere so fertig machen zu können. Was für Abgründe tun sich doch da manchmal auf!

Und wenn wir auf unsere derzeitige Weltsituation schauen, könnte man den Eindruck bekommen, dass wir uns in einem Zustand allgegenwärtiger Gewalt befinden. Gerade in diesem Jahr, in dem wir uns an den Beginn des Ersten Weltkriegs vor hundert Jahren und an den Beginn des Zweiten Weltkriegs vor 75 Jahren erinnern, erleben wir einen Sommer voller Kriege. In der Ukraine und im Gazastreifen reißt die Welle der Gewalt nicht ab, in Syrien und im Irak machen die Terrorkämpfer mit unvorstellbarer Brutalität Jagd auf alle, die sie als „Ungläubige“ betrachten: auf Christen, Jesiden und auf all diejenigen, die sich weigern, zu dem Islam zu konvertieren, wie ihn diese Dschihadisten interpretieren. Dabei ist die Religion nur ein Alibi: in Wirklichkeit geht es der Terrormiliz um nichts anderes als um die Allmacht über Leben und Tod anderer Menschen, und letztlich um die Weltherrschaft. Gerade eine solche „Barbarei unvorstellbaren Ausmaßes“ (Bischof Gebhard Fürst), mit der die Menschen verfolgt, vertrieben und hingerichtet werden, verstärkt den Eindruck, als würde unsere Welt derzeit an allen Ecken und Enden aus den Fugen geraten; ja, als befände sich die Menschheitsfamilie, wie Papst Franziskus kürzlich sagte, wie in einem „partiellen Dritten Weltkrieg“.

„Selig, die Frieden stiften“: eine Utopie?

Inmitten solcher Erfahrungen hören wir Jesus heute sagen: „Selig, die Frieden stiften“. Was hat das für uns zu bedeuten? Ist die Bergpredigt, aus der dieser Satz stammt, nicht ein so hohes Ideal, dass sie kaum für den Alltag taugt, geschweige denn, dass man mit ihr Politik machen könnte? Schon im Alten Testament wird deutlich, dass die

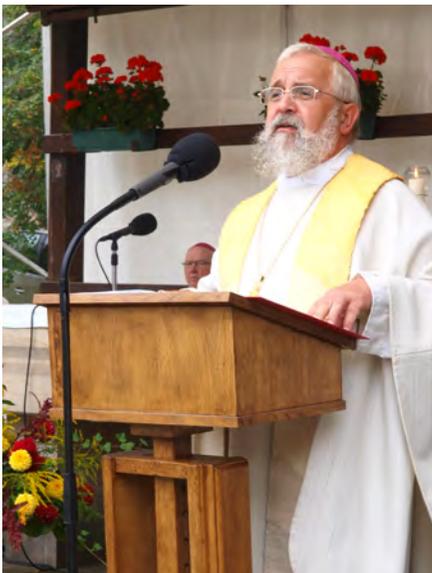
Heilige Schrift ganz realistisch auf uns Menschen und unsere Welt schaut. Der Friede, den Gott verheißt, ist von Anfang gefährdet. Seit dem Sündenfall im Paradies über die ganze Geschichte des Volkes Israel bis hin zur Zeit Jesu macht die Bibel deutlich, dass wir Menschen ausnahmslos einen Hang zur Gewalttätigkeit in uns tragen und der Macht des Bösen ausgesetzt sind. Man kann auch vom Aggressionstrieb sprechen, den es zu beherrschen und zu kultivieren gilt. Deshalb wurden über Jahrtausende hinweg Regeln und Mechanismen entwickelt, um die Gewalt wenigstens ansatzweise einzudämmen. Gegenüber dem Bestreben, einen Gegner maßlos zu übertrumpfen und ihn vielleicht sogar restlos zu vernichten, bedeutet das berühmte „Auge für Auge, Zahn für Zahn“ (Ex 21, 24) zum Beispiel schon eine Mäßigung. Gemeint ist damit, keine Blutrache zu nehmen, sondern höchstens Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Auch das, was wir heute als eine „Strategie der Abschreckung“ bezeichnen, d.h. den Frieden zu sichern, indem Gegengewalt angedroht wird, ist schon im Alten Testament zu finden. Als Gott nämlich einen Bund mit Noach schloss, drohte er jedem, der sich an einem Menschen vergreift, seine Vergeltung an (vgl. Ex 9, 5ff.).

Trotz dieser realistischen Sicht auf den Menschen gibt es in der Bibel von Anfang an auch noch eine andere Wirklichkeit: die Verheißung Gottes, dass Frieden, Gewaltfreiheit und Versöhnung möglich sind, dass Menschen trotz allem menschlich miteinander und mit der



ganzen Schöpfung umgehen können. So werden zum Beispiel die Propheten – wie wir es ja in der Lesung gehört haben – nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen. In Jesus Christus hat dieser gottgewollte Friede dann endgültig seine Gestalt gefunden. Er ist der wahre Brückenbauer zwischen uns Menschen und zwischen Himmel und Erde. Seine Weise, mit den Armen und Ausgestoßenen umzugehen, ist ein Ausdruck dafür, wie sehr der Friede Gottes mit ihm angebrochen ist. Wenn er nun in der Bergpredigt diejenigen selig preist, die Frieden stiften, so gilt das nicht einer erwählten Elite. Es gilt allen, die sich auf ihn einlassen, damals wie heute. Und es ist keine weltfremde Utopie, sondern die Gabe, die Wirklichkeit mit anderen Augen zu sehen. Ja, was Jesus den Jüngern damals zugesagt hat, sagt er auch uns zu: „Wer sich mir anschließt, wird die Kraft haben, sich mit anderen zu versöhnen, die Feinde zu lieben, auf Gewalt zu verzichten“. Dann braucht es keine Abschreckung und keine Vergeltung mehr.

Zugleich scheut er sich aber auch nicht, die Kehrseite der Medaille anzusprechen. Im Matthäusevangelium ist dazu eine merkwürdige Aussage Jesu überliefert. „Ich bin nicht gekommen“ – so heißt es da (10,34) – „um Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Das ist kein Aufruf zur Gewalt, sondern bedeutet: Wer sich zum Frieden bekennt, muss mit Konflikten rechnen. Das hat Jesus selbst bis zum bitteren Ende erfahren. Er, der wie kein anderer den Friedenswillen Gottes verkörperte, wurde schließlich ein Opfer seiner Gegner.



Dennoch hat sich durch ihn alles geändert, denn Gott hat ihn aus diesem Tod errettet. Das ist für uns Christen die Basis. Der Friede Gottes hat sich durch Tod und Auferstehung Jesu endgültig durchgesetzt. Seitdem ist es für alle Menschen möglich, sich dieser Dynamik des Friedens anzuschließen. Dafür sollen wir, die wir auf Christi Namen getauft sind, Zeugen und Zeuginnen sein. Wir sind berufen, in dieser Welt, die von Hass und Unfrieden geprägt ist, Brücken zu bauen, immer wieder das

Unmögliche zu wagen, die Sehnsucht nach einem umfassenden Frieden niemals aufzugeben und dafür einzustehen, dass – wie der selige Carl Lampert sagte – „Menschen wieder Menschen werden“. Es ist nicht unsere eigene Stärke, die uns ein solches Lebenszeugnis ermöglicht. Der Friede, zu dem Christus uns aufruft, ist zuallererst eine Gabe. Dahinter steht die Erfahrung geschenkter Liebe. Nur auf dieser Grundlage sind wir frei und in der Lage, uns darauf einzulassen. Alles andere wäre anmaßend und würde uns auch überfordern.

Konkretionen

Was folgt daraus aber nun für unser menschliches Zusammenleben? Welche Konsequenzen hat das für politische Entscheidungen, wie sie derzeit ja fast täglich zur Debatte stehen? Kann man Frieden schaffen ohne Waffen? Darf es in bestimmten Fällen militärische Einsätze zugunsten Verfolgter geben? Dürfen zum Beispiel Terrorgruppen wie die Dschihadisten des „Islamischen Staates“ dann gewaltsam gestoppt werden? Was bedeutet die christliche Friedensethik in einem solchen Fall? Ich meine, dass es hier keine einfachen Antworten, kein „schwarz“ oder „weiß“ geben kann. Militärische Gewaltanwendung ist aus der Perspektive des Glaubens immer problematisch. Wie leicht geschieht es, dass dadurch nur noch weiter an der Spirale der Gewalt gedreht wird. Da wir aber in einer Welt leben, in der es die Wirklichkeit des Bösen gibt, kann das Ziel der Gewaltfreiheit mit der Pflicht kollidieren, Menschen vor Terror und Gewalt zu schützen. Wenn dann alle Mittel, einen politischen Kompromiss zu finden, ausgeschöpft sind, – und tatsächlich auch nur dann – kann es als „ultima ratio“ geboten sein, den bedrängten Menschen auch mit militärischen Mitteln zu Hilfe zu kommen, um die Angreifer zu stoppen. Das aber sollte von allen Seiten mitgetragen werden, und dazu braucht es das Gespräch der Internationalen Staatengemeinschaft.

Auf jeden Fall muss jedoch die weit größere Anstrengung darauf gerichtet werden, die Ursachen von Gewalt und Unfrieden zu überwinden. Dauerhafter Friede hängt davon ab, wie sehr Menschen in Würde leben können, so dass sie Zugang zu allem haben, was sie zum Leben brauchen: „Nahrung, Wasser, Unterkunft, Verpflegung, Bildung und die Möglichkeit, eine Familie zu gründen und zu unterhalten“ (Papst Franziskus). Sich in diesem Sinne für Gerechtigkeit und Solidarität einzusetzen, ist deshalb unsere Aufgabe als Christen. Das kann die Arbeit in einem konkreten Friedensdienst sein oder auch einfach die Unterstützung derer, die sich so engagieren. Das kann

Zivilcourage in Situationen sein, wo ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger verunglimpft werden. Das kann auch der Einsatz einer Gemeinde für die vielen Flüchtlinge aus dem Irak oder aus Syrien sein, die derzeit auf unsere Hilfe angewiesen sind. Mit der „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“ haben wir dazu auf Bistumsebene ein markantes und hilfreiches Zeichen gesetzt.

Initiativen für den Frieden brauchen aber auch eine Basis in unserem persönlichen Leben. Das Wort Jesu: „Selig, die Frieden stiften“, will sich in unsrem Alltag auswirken. Da gibt es viele Gelegenheiten, im Sinne Jesu Brücken zu bauen. Ganz entscheidend ist es, mit den Augen anderer sehen zu lernen und bereit zu sein, die eigene Meinung zu überdenken. Das ist geradezu die Grundlage jeder Friedensarbeit. Kinder können zum Beispiel in der Familie, in den Kindertagesstätten und Schulen einüben, wie man Konflikte in diesem Sinne löst. Je mehr sie lernen, anderen zuzuhören und sich in sie hineinzusetzen, desto eher werden sie auch als Erwachsene fähig sein, andere gelten zu lassen. Wichtig scheint mir auch, dass Kinder von klein auf lernen, mit den modernen Medien gut umzugehen, denn diese Medien sind immer wieder von Gewalt durchtränkt. Deshalb braucht es sowohl in den Familien als auch in den Schulen und in der Jugendarbeit eine Medienpädagogik, die Kinder und Jugendlichen zur kritischen Distanz befähigt. Zu Frieden und Versöhnung gehört es auch, achtsam mit unserer Schöpfung umzugehen. Um darüber hinaus Frieden im eigenen Umfeld zu stiften, braucht es oft gar keine großen Taten. Jeder und jede von uns kennt sicher Personen, mit denen wir uns schwertun: in der eigenen Familie, in der Nachbarschaft oder in der Gemeinde. Je mehr wir versuchen, das Gute in ihnen zu sehen, desto eher könnte es auch gelingen, den ersten Schritt aufeinander zuzugehen. Und schließlich ist es eine große Aufgabe, für den Frieden zu beten. Vielleicht wird uns dabei auch deutlich, wie sehr der Friede Jesu Christi ein Wunder ist, das sich gegen alle Logik der Gewalt durchsetzen kann. Vor 25 Jahren waren es Kerzen und Gebete, die dazu beigetragen haben, dass Mauern gefallen sind. Wer könnte uns daran hindern, uns auch weiterhin auf diesen Weg des Friedens einzulassen?

„Selig, die Frieden stiften.“ Trauen wir dieser Verheißung Jesu. Trauen wir nach unseren Möglichkeiten dazu bei, dass Menschen menschlich bleiben oder Menschen wieder Menschen werden können. Bauen wir im Großen wie im Kleinen Brücken des Friedens. Mit Christus scheint dies nicht hoffnungslos zu sein. Er ist der Anfang einer neuen Welt. „Mit ihm“ – so heißt es in einem Lied des letzten Katholikentages – „gehn wir voran, bricht sich der Himmel Bahn“.

Dem Ungeist widerstehen

Firmpredigt in der Pfarrei Carl Lampert in Halle
am 15. November 2014

Mit dem Strom schwimmen?

Schwimmt nicht mit dem Strom! Hängt Euern Mantel nicht nach dem Wind! Folgt nicht dem Zeitgeist! Beugt euch nicht jeder Mehrheitsmeinung! Redet nicht die Stammtischparolen nach! Warum eigentlich nicht? Das tun doch die meisten. Nur so scheint man vernünftig überleben zu können. Warum soll man sich das Leben denn schwerer machen als es sowieso schon ist?

Bewusst und noch häufiger unbewusst tauchen viele in der Masse unter, lassen sich ihre eigene Meinung abnehmen und reagieren wie programmiert. Das ist nicht etwa eine böswillige Behauptung, sondern durchaus wahrnehmbar und sogar experimentell nachgewiesen. So hat Solomon Aschl, ein amerikanischer Soziologe, schon vor über 50 Jahren entsprechende Tests durchgeführt. Neun Personen, die nebeneinander saßen, sollten sagen, welche von drei Linien an der Tafel in ihrer Länge einer vorangestellten Musterlinie entspreche. Nur die letzte Versuchsperson wurde wirklich getestet. Alle anderen waren eingeweiht und gaben nacheinander mit großer Sicherheit falsche Antworten. Erschütternderweise war ihr Einfluss enorm: Nur 20 Prozent aller Personen, die sich jeweils als letzte zu äußern hatten, wagten die leicht erkennbare Lösung zu verteidigen. Über 60 Prozent der anderen trauten sich nicht, dazu zu stehen, sondern erlagen der sie offenbar erdrückenden, aber falschen Mehrheitsmeinung. Für die meisten Menschen scheint es fast ein ehernes Gesetz zu sein, sich zurückzunehmen und nichts zu riskieren – vor allem, wenn noch äußerer Druck oder Angst hinzukommen und Benachteiligungen als möglich erscheinen. Was aber dann, wenn Freiheit und Würde des Menschen auf dem Spiel stehen, wenn seine Rechte mit Füßen getreten oder menschenverachtendes Denken und Handeln salonfähig werden? Ist es dann nicht spätestens Zeit, die Welt kritischer zu betrachten, sich zu einer eigenen Meinung aufzuraffen, nicht mehr weiterhin nur zuzuschauen und zu schweigen, sondern die Stimme zu erheben und zu handeln?

Christen als Fremdkörper

Als Christen ist dies geradezu unser Auftrag, Ungeist zu entlarven und für eine menschenwürdigere Welt einzutreten. Mit diesem hohen

Anspruch macht man sich nicht unbedingt beliebt. Zu Recht werden wir oftmals hinterfragt und auf unser eigenes Versagen hingewiesen. Dass wir nicht immer Jesu Maßstäben gerecht werden, gestehen wir ohne weiteres ein und bedauern es. Manchmal werden unsere Vorstellungen jedoch auch ungerechterweise lächerlich gemacht und billig abgetan. Andererseits braucht unsere Gesellschaft nach wie vor Herausforderungen, die die Geister scheiden und lebenswichtige Werte nicht in Vergessenheit geraten lassen.

Schon das Johannesevangelium spricht vom Hass der Welt, dem christliche Gemeinden ausgesetzt sind. Wie ihrem Gründer wird es auch ihnen nicht erspart bleiben, verfolgt zu werden. Christen leben in dieser Welt und sind doch – wenn sie ihren Glauben ernstnehmen – irgendwie provozierende Fremdkörper. Ihre Heimat ist – wie Paulus einmal sagt (Phil 3,20) – im Himmel. Und im Diognetbrief, der am Ende des 2. Jahrhunderts verfasst wurde, heißt es über die Christen: „Sie bewohnen das eigene Vaterland, aber wie Beisassen. Sie nehmen an allem teil wie Bürger, und alles ertragen sie wie Fremde. Jede Fremde ist ihr Vaterland und jedes Vaterland eine Fremde ... Auf Erden weilen sie, aber im Himmel sind sie Bürger.“

Das bedeutet aber nicht, dass wir Christen weltfremde Eigenbrötler, idealistische Spinner oder unverlässliche Mitbürger seien. Selbstverständlich bejahen wir Gottes gute Schöpfung und nutzen dankbar ihre Möglichkeiten. Selbstverständlich zahlen wir Steuern und kümmern uns mit um das Gemeinwohl. Dennoch mühen wir uns darum, nicht in der Welt aufzugehen. Der Begriff „Welt“ steht nämlich auch für jene Wirklichkeit, in der die Menschheit bereits ihre zerstörerischen Spuren und sündhaften Verhältnisse hinterlassen hat – gewissermaßen die Kehrseite der Medaille. Und auf der erscheinen zum Beispiel der Bruderkiller Kain als Prototyp für Mord und Totschlag oder der Turmbau zu Babel als Ausdruck menschlichen Größenwahns, der ohne Gott auskommen und ihm gleich sein will. Das ist nicht mehr die gottgewollte, sondern eine verkehrte Welt. Und dazu stehen wir Christen in kritischer, aber nicht liebloser oder untätiger Distanz. Andererseits ist es unsere Berufung und Sendung, an der Freude und Hoffnung wie an der Trauer und Angst aller Menschen teilzunehmen und uns im Geiste Jesu Christi für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung zu engagieren.

Wer mit Leib und Seele Gott vertraut und ihn mehr als irgendwelche Menschen fürchtet oder liebt, vermag dabei manchmal tatsächlich auch sein Leben für einen höheren Wert als die Selbsterhaltung einzusetzen. Gott zu fürchten und zu lieben, verdummt und versklavt nicht,

wie manche vielleicht meinen, sondern macht freier im Umgang mit den Menschen und mindert die Furcht vor ihnen.

Mut zur Zivilcourage

Heute gedenken wir eines Geistlichen, der mit außergewöhnlichem Mut gewagt hat, seinem Gewissen zu folgen und dem Ungeist zu widerstehen. Dass das verbrecherische Regime Hitlers die menschliche Würde mit Füßen trat und Unzählige ermordete, hatte er nicht schweigend hinnehmen können. Dafür wurde er vor 70 Jahren nicht weit von hier im Zuchthaus „Roter Ochse“ hingerichtet. Wie standhaft er war, belegen auch die Verhörprotokolle. „Herr Lampert“ – so wird er da aufgefordert – „sind Sie doch vernünftig, verlassen Sie die Kirche und das Priestertum. Das ist doch alles nur Hokuspokus. Zeugen Sie Kinder für den Führer Adolf Hitler. Ich werde Ihnen einen guten Posten verschaffen!“ Darauf erwiderte Carl Lampert: „Herr Kommissar, ich liebe meine Kirche. Ich bleibe meiner Kirche treu und auch dem Priesteramt. Ich stehe für Christus und liebe seine Kirche.“ Außerdem lautete eine Frage auch: „Was schätzen Sie höher: das Evangelium oder Hitlers ‚Mein Kampf‘?“ Und Carl Lamperts Antwort war: „Das Evangelium ist Gottes Wort und verkündet die Liebe. Das Buch des Herrn Hitler ist das Werk eines Menschen und predigt den Hass.“ Worin seine Haltung begründet war, kommt auch in einem Brief zum Ausdruck, den er im April 1943 aus dem Gestapogefängnis in Stettin an seinen Bruder Julius geschrieben hat. Darin heißt es: „Hätte ich nicht eine innere Kraft, so möchte man verzweifeln an solchem Wahnsinn des Lebens.“ Im Glauben verwurzelt zu sein, bedeutete für ihn, im Vertrauen auf Gott das eigene Leben einzusetzen, bedeutete aber auch, in einer fast ausweglosen Situation immer noch Kraft und Rückhalt zu erfahren. Wenn Gott zu ihm hielt, wer vermochte ihn dann von seiner Liebe zu trennen?

Auch heute könnten christliche Glaubensgewissheit und Gottesfurcht Menschen befähigen, ihrem Gewissen zu folgen und Zivilcourage an den Tag zu legen. Selbstverständlich sieht dies in einer freiheitlichen Demokratie anders aus als in einer Diktatur, Herausforderungen gibt es aber genügend. Wie oft werden Vorurteile geschürt, Klischees verfestigt und Meinungen manipuliert. Wie oft werden Einzelne oder bestimmte Gruppen ausgegrenzt. Andererseits wird inzwischen aber auch eine Beliebigkeit propagiert, nach der alles erlaubt und alles gleich gültig ist. Freiheit erscheint als absolute Beliebigkeit und Toleranz als Gleichgültigkeit. Wenn sich dies durchsetzte, würde in einer solchen

Gesellschaft die Maxime gelten: „Sage, was immer du willst, es wird sich doch nichts ändern.“ Dann bräuchte man freilich auch keine Zivilcourage mehr.

Noch aber fußt unsere Gesellschaft auf gemeinsamen Werten, die es tagtäglich zu pflegen und zu verteidigen gilt. Mit dem Strom mitzuschwimmen, Unrecht nicht wahrhaben zu wollen oder still zu protestieren, reicht dabei nicht. Man muss schon den Mut haben, sich eine eigene Meinung zu leisten und dafür mit Wort und Tat einzustehen. Wenn die Pfarrei Halle-Nord ab jetzt den Namen Carl Lamperts trägt, dann verbindet sich damit nicht nur die Erinnerung an einen heldenhaften Menschen, sondern auch und vor allem das Vermächtnis an alle Gemeindeglieder und besonders an Euch Jugendliche, die Ihr heute gefirmt werdet, sich immer wieder darum zu mühen, angstfreier und geistvoller zu leben. Als ein Zeichen dafür überreiche ich Euch Jugendlichen darum auch heute die Urkunde, auf der die Umbenennung Eurer Pfarrei festgehalten ist.

Bitten wir alle im Sinne Carl Lamperts auch immer wieder um die Kraft, unserer Berufung und Sendung als Christen noch gerechter zu werden:

Herr, mache mich zu einem Werkzeug deines Friedens,
dass ich liebe, wo man hasst;
dass ich verzeihe, wo man beleidigt;
dass ich verbinde, wo Streit ist;
dass ich die Wahrheit sage, wo Irrtum ist;
dass ich Glauben bringe, wo Zweifel droht;
dass ich Hoffnung wecke, wo Verzweiflung quält;
dass ich Licht entzünde, wo Finsternis regiert;
dass ich Freude bringe, wo der Kummer wohnt.
Herr, lass mich trachten,
nicht, dass ich getröstet werde, sondern dass ich tröste;
nicht, dass ich verstanden werde, sondern dass ich verstehe;
nicht, dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe.
Denn wer sich hingibt, der empfängt:
Wer sich selbst vergisst, der findet;
wer verzeiht, dem wird verziehen;
und wer stirbt, der erwacht zum ewigen Leben.

Worum sollte es uns eigentlich gehen?

Predigt beim Dies sacerdotalis 2015

„Der Herr hat mich gesalbt“

Wenn jemand ein wichtiges Amt übernimmt, richtet sich das Interesse der Öffentlichkeit darauf, was er oder sie für ein Programm hat. Meistens kommt das in der ersten Ansprache oder Veröffentlichung zum Ausdruck. An der Universität ist es zum Beispiel die Antrittsvorlesung, die zu erkennen gibt, wo der neue Professor oder die Professorin steht. Ähnlich ist es bei der ersten Rede eines Bundespräsidenten oder der ersten Enzyklika eines Papstes. Und ich meine, es zeigt sich auch in den ersten Äußerungen eines neuen Priesters oder Diakons, wie er seinen Dienst sieht und worum es ihm dabei zutiefst geht.

Von einer solchen „Antrittspredigt“ hören wir im heutigen Evangelium. Lukas berichtet darin vom ersten öffentlichen Auftritt Jesu in seiner Heimatstadt. Wie es im Synagogengottesdienst üblich war, trägt dieser zunächst eine Lesung vor. Es ist die Lesung aus dem Propheten Jesaja, die vorhin auch zu hören war. Zur Überraschung aller bezieht Jesus diese Lesung aber auf sich selbst: „Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt“ (Lk 4, 21). Er weiß sich durch Gott bevollmächtigt, den Menschen Heil und Heilung zuzusprechen. Ja, mehr noch: er weiß sich bevollmächtigt, so zu handeln, dass dieses Heil jetzt erfahrbar wird. Er sieht seinen Auftrag darin, sich den Armen aller Art so zuzuwenden, dass sie spüren: Gott ist wirklich mit uns. Und die Salbung ist es, die Jesus diese Vollmacht verleiht. In einzigartiger Weise ist er so vom Heiligen Geist durchdrungen, dass Gott selbst unauslöschlich durch ihn handelt: „Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt“ (Lk 4, 18).

Liebe Schwestern und Brüder, durch Taufe und Firmung ist diese Salbung auch auf uns alle übergegangen, haben wir den Geist des Herrn empfangen und deshalb den Auftrag, wie Jesus die Frohe Botschaft anschaulich und konkret werden zu lassen. „Seine Salbung ist“ – wie Papst Franziskus sagt – „für die Armen, die Gefangenen, die Kranken und für die, welche traurig und einsam sind“. Und das gilt zunächst einmal grundsätzlich allen Christen und Christinnen. In ganz eigener Weise gilt dies jedoch für uns Bischöfe, Priester und Diakone. Durch die Weihe sind wir in besonderer Weise befähigt und herausgefordert, das Öl der Salbung zu den Menschen fließen zu lassen, sie zu stärken und zu ermutigen. Darum geht es letztendlich

bei allem, was den Dienst von Geweihten ausmacht. Und darin sehen – wofür ich als Bischof von Herzen dankbar bin – auch viele unter uns tatsächlich ihre Berufung und Sendung, den Menschen das Evangelium Jesu Christi zu erschließen und ihnen die Liebe Gottes immer neu nahezubringen.

Versuchungen in der Seelsorge

Zugleich aber sind wir nicht davor gefeit, manchen Versuchungen zu erliegen und – bewusst oder unbewusst – mehr irdischen Gesichtspunkten und Maßstäben als himmlischen Seligpreisungen zu folgen. Das Öl, das durch uns fließen soll, kann im Laufe der Zeit – bildlich gesprochen – durchaus ranzig werden. Wodurch?

Nun, da gibt es zum Beispiel gelegentlich einen Mangel an Selbstlosigkeit oder eine Überdosis an Egozentrismus: Menschen werden – aus was für Gründen auch immer – mehr auf die eigene Person fixiert als auf Christus verwiesen. Vieles steht und fällt dabei mit einem bestimmten Seelsorger, seinem Charme und seiner Faszination. Damit ist nicht in Abrede gestellt, was jemand einmal kritisch so formulierte: „Wir verkündigen noch nicht einmal uns selbst, geschweige denn Christus.“ Unseren Worten und Taten soll durchaus anzumerken sein, was sie mit unserem eigenen Leben zu tun haben und wie wir persönlich dahinterstehen. Das ist nicht nur gut und richtig, sondern sogar erforderlich und lobenswert. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, was Papst Franziskus recht drastisch so ausdrückt: „Die Salbung ... ist nicht dazu da, uns selbst in Duft zu hüllen“ oder uns einzuölen „und uns salbungsvoll-heuchlerisch, glanzliebend und selbstgefällig-glatt“ zu machen. Darüber hinaus – und damit spricht Papst Franziskus noch einen anderen Aspekt an – „kann man bei vielen in der Seelsorge Tätigen, einschließlich der gottgeweihten Personen eine übertriebene Sorge um die persönlichen Räume der Selbständigkeit und der Entspannung feststellen, die dazu führt, die eigenen Aufgaben wie ein bloßes Anhängsel des Lebens zu erleben, als gehörten sie nicht zur eigenen Identität“ (Evangelii gaudium 78). Die Salbung in dieser Weise für sich selbst zu behalten, ist nicht nur ein Verrat an der eigenen Berufung; so etwas macht auch traurig und unzufrieden. Deshalb ist es immer wieder notwendig, dass wir uns ehrlichen Herzens vergewissern, worum es uns eigentlich geht: um uns und unsere sehr persönlichen Vorstellungen und Träume vom Leben – was wir manchmal religiös kaschieren – oder wirklich darum, durch unseren geistlichen Dienst Menschen zu Christus hinzufüh-

ren und ihnen das zu vermitteln, was er ihnen geben will. Manchmal verbindet sich das auch mit der Herausforderung, anderswohin zu gehen und eine neue Aufgabe zu übernehmen oder aber, wenn der Ruhezustand erreicht ist, wirklich loslassen zu können und nicht weiterhin zu versuchen, seinen Einfluss geltend zu machen. Was bei der Bundeswehr – wie ich erst neulich hörte – noch selbstverständlich sein soll, dürfte wohl erst recht unter uns nicht verlorengelassen.

Eine andere Versuchung könnte darin bestehen, dass wir die Kirche Jesu Christi unmerklich zu einer Art „Kulturverein“ werden lassen. Man orientiert sich nostalgisch an der jüngsten Vergangenheit, daran, wie es angeblich immer schon war, achtet besonders auf Äußerlichkeiten, beklagt oder ignoriert herausfordernde Veränderungen, setzt weiterhin vor allem auf ein geselliges Vereinsleben und meint genau zu wissen, worin das Wesentliche des Glaubens und der Kirche besteht. „Bei einigen“ – so schreibt Papst Franziskus – „ist eine ostentative Pflege der Liturgie, der Lehre und des Ansehens der Kirche festzustellen, doch ohne dass ihnen die wirkliche Einsenkung des Evangeliums und die konkreten Erfordernisse der Geschichte Sorgen bereiten. Auf diese Weise verwandelt sich das Leben der Kirche in ein Museumsstück oder in ein Eigentum einiger weniger“ (Evangelii gaudium 95). Und tatsächlich: Auch wenn es wichtig ist, kirchliches Erbe zu pflegen und Traditionen am Leben zu erhalten, so dürfen sich Bischöfe, Priester und Diakone doch letztlich nicht in die Rolle von Nachlassverwaltern drängen lassen. Wir sind vielmehr dazu aufgerufen, neue verantwortbare und zukunftsfähige Wege zu suchen und zu bereiten. Denn jede Zeit ist Heilszeit. Darum kann in jeder Epoche und Phase auf andere Weise gelten: „Heute hat sich das Schriftwort erfüllt“, das der Prophet Jesaja gesprochen hat. „Ihr müsst deshalb nicht“ – wie Karl Rahner einmal geschrieben hat – „ein Trachtenvereinschristentum konservieren, sondern ein neues Heidentum erobern“.

Und noch eine Versuchung möchte ich nennen, die Seelsorgern zu schaffen machen kann. Es ist die Gefahr, im Laufe des Dienstes gleichgültig und müde zu werden. Da sind die oftmals eintönigen alltäglichen Abläufe und manche aufreibenden Widerstände, da ist die zunehmende Überalterung in unseren Gemeinden und das Empfinden, dass mit der Kirche in unserem Land anscheinend „alles den Bach hinuntergeht“. Je nach Persönlichkeitstyp reagieren die einen darauf mit Betriebsamkeit, die anderen mit Zynismus oder stiller Resignation. Wieder andere werden pedantisch und machen nur noch „Dienst nach Vorschrift“.

Die Gnade wieder entfachen

Um dem nicht zu verfallen, sind wir alle dazu herausgefordert, uns wieder neu auf Christus einzulassen, der uns gerufen hat. „Entfache“ – so heißt es im zweiten Brief an Timotheus (1,6f.14) – „die Gnade wieder, die dir durch die Auflegung meiner Hände zuteil geworden ist. Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit... Bewahre das dir anvertraute kostbare Gut durch die Kraft des Heiligen Geistes, der in uns wohnt.“

Die Gnade entfachen: Wie könnte das geschehen? Dazu rät Papst Franziskus: Geht aus euch heraus! Denn – so schreibt er – „aus sich selbst herausgehen, um sich mit den anderen zusammenzuschließen, tut gut... Das Evangelium lädt uns immer ein, das Risiko der Begegnung mit dem Angesicht des anderen einzugehen, mit seiner physischen Gegenwart, die uns anfragt, mit seinem Schmerz und seinen Bitten, mit seiner ansteckenden Freude in einem ständigen unmittelbar physischen Kontakt. Der echte Glaube an den Mensch gewordenen Sohn Gottes ist untrennbar von der Selbsthingabe, von der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, vom Dienst, von der Versöhnung mit dem Leib der anderen. Der Sohn Gottes hat uns ... zur Revolution der zärtlichen Liebe eingeladen“ (Evangelii gaudium 87 f.).

Liebe Mitbrüder, „Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt“. Dieses Wort Jesu aus seiner „Antrittspredigt“ ist uns ins Herz geschrieben. Wir, die wir für unseren Dienst vom Herrn gerufen und gesalbt wurden, stehen mit unserer Existenz dafür ein, dass sich diese Zusage tatsächlich immer wieder sehr konkret erfüllt. Heute: das heißt für alle Menschen in jeder Lebenslage. Heute ist der Tag der Erlösung – Erlösung von jeder noch so drückenden Last, von jeder noch so verfahrenen Situation. Deshalb ist es unsere Aufgabe, „den Armen eine gute Nachricht zu bringen, den Gefangenen Entlassung zu verkünden, den Blinden das Augenlicht, die Zerschlagenen in Freiheit zu setzen und ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen“ (vgl. Lk 4, 18f.). Das ist die Sendung der Kirche. Das macht unsere Identität aus. Das fordert uns als Geweihte heraus. Wer in lebendiger Verbindung mit Jesus Christus bleibt, der wird auch die Kraft erhalten, den vielfältigen Versuchungen zu widerstehen und den Menschen tatsächlich das Evangelium nahezubringen. Mögen viele durch unseren Dienst an der Verkündigung und an den Sakramenten, durch unsere Worte und Werke, ja durch unser ganzes Dasein das Öl der Freude empfangen, das Jesus Christus uns gebracht hat.

Prinzip „Hoffnung“

Predigt am Ostersonntag 2015

Warum hat es die Hoffnung so schwer?

„Warum hat es die Hoffnung derzeit eigentlich so schwer?“ So hat mich vor wenigen Tagen ein Journalist anlässlich des Osterfestes und seiner Botschaft gefragt. Wenn man auf unsere aktuelle Situation schaut, scheint die Antwort auf der Hand zu liegen. Der islamistische Terrorismus mit seinen verheerenden Folgen im Nahen Osten, Afrika und anderswo, die weltweit zunehmende Bedrohung durch Anschläge, der Konflikt um die Ukraine und Russland, die europäischen Wirtschafts- und Währungsprobleme, der Ansturm von Flüchtlingen und mancher irrationale Widerstand gegen ihre Aufnahme, der tragische Flugzeugabsturz der vorletzten Woche, verschiedene Naturkatastrophen, aber auch der Abwärtstrend der demographischen Entwicklung in weiten Teilen unserer Region lösen bei vielen – bewusst oder unbewusst – tiefe Ängste aus. Viele sind der Meinung, wer heute eine Hoffnung habe, müsse ein Tor sein oder ein Träumer oder aber ein Verzweifelter: ein Tor, der nicht sieht, was kommt; ein Träumer, der Wünsche für Wirklichkeiten hält; ein Verzweifelter, der seine Angst mit farbigen Bildern übermalen muss.

Doch, war das jemals anders? Hat es die Hoffnung schon irgendwann einmal leichter gehabt? Ist sie nicht zu jeder Zeit und unter allen Umständen eine Zumutung? Zeigt sich das nicht schon bei unseren mehr oder weniger kleinen beziehungsweise großen Wünschen und Erwartungen? Da hofft ein Schüler zum Beispiel, dass die Klausur gut läuft. Da hofft eine Jugendliche, dass sie nach dem Schulabschluss eine Arbeitsstelle findet. Da hoffen Paare, dass ihre Ehe halten wird. Da hofft jemand, wieder gesund zu werden. Hinter solchen Hoffnungen steht natürlich immer der Wunsch, dass sich das, was erhofft wird, auch erfüllen möge. Was ist aber, wenn das nicht eintritt: wenn eine Beziehung trotz aller Bemühungen zerbricht, wenn ein Kranker doch nicht gesund wird, wenn das, woran man geglaubt hat, sich plötzlich als Illusion erweist? Woran kann man sich dann noch halten?

Ja, die Hoffnung hat es tatsächlich schwer. Oftmals spricht eigentlich alles gegen sie. Kann man ohne Hoffnung aber überhaupt leben, kann man ohne sie die Gegenwart auf Dauer aushalten? Brauchen wir nicht sogar den Glauben an das Unglaubliche, damit möglich werden kann, was normalerweise als unmöglich erscheint? Wie könnte

es sonst nur irgendeinen Fortschritt oder eine Verbesserung geben? Fehlte uns dann nicht der Elan und die Kraft, sich für eine Veränderung der bestehenden Verhältnisse einzusetzen und notfalls sogar dafür zu kämpfen? Würden wir nicht stattdessen eher resigniert dahingegeben, uns vielleicht zynisch behaupten oder schließlich ganz verzweifeln? Ohne jegliche Hoffnung scheint man also nur schwer oder gar nicht leben zu können. Wie aber entsteht Hoffnung? Woher kommt sie? Wie kann man sie finden?

An das Unglaubliche glauben

Nun, eine Voraussetzung für sie besteht schon einmal darin, dass die Zukunft nicht unweigerlich festgeschrieben, sondern vielmehr grundsätzlich offen ist. Geschichte kennt keine Notwendigkeit. Immer kann etwas noch ganz anders kommen als befürchtet, erwartet oder geplant. Auch wenn wir oftmals den Eindruck haben, wir drehen uns wie in einem Hamsterrad, alles sei nur eine ständige Wiederkehr in einem ewigen Kreislauf, erleben wir doch durchaus auch echte Überraschungen und wirklich „Neues unter der Sonne“. Setzt damit aber nicht unwillkürlich so etwas wie Hoffnung ein, letztendlich sogar Hoffnung auf einen guten Ausgang und kein schreckliches Ende?

Aber auch die Erinnerung kann Hoffnung wecken oder beflügeln: die Erinnerung an eigene Erlebnisse oder die Erfahrungen früherer Generationen, an Höhen und Tiefen, Schicksalsschläge und Glücksmomente, Erfolge und Versagen, besonders aber an die Überwindung von Krisen, an Aufbrüche und Neuanfänge. Wisst Ihr noch, – so habe ich es manchmal von Älteren gehört – damals im Krieg, nach der Vertreibung oder auf der Flucht, wie wir fast nichts zu essen hatten und frieren mussten und dennoch überlebt haben?! Und von anderen: Wir waren damals viele Geschwister und konnten uns nur wenig leisten, und doch ist aus uns allen etwas geworden. Und selbst bleibt mir als ehemaligem DDR-Bürger unvergesslich, wie auch vor 1989 Menschen Zivilcourage bewiesen haben und wie ich mir trotzdem noch kurz vor dem Mauerfall nicht vorstellen konnte, dass unser Dasein hinterm Zaun bald ein Ende haben würde. Dann aber geschah Unvorstellbares.

Zur Hoffnung anregen kann darüber hinaus oder vor allem aber auch die Erinnerung an die biblische Geschichte vom Unheil der Menschheit und vom Heilshandeln Gottes. Gerade zu Ostern werden wir dabei mit Beispielen konfrontiert, die in besonderer Weise zum Ausdruck bringen, wie das Unwahrscheinliche über das Wahr-

scheinliche triumphiert. Da hören wir von Unrecht und Leid, von Lüge und Verrat, von Zerstörung und Tod, zugleich aber auch von denen, die all das zu erdulden hatten, die sich jedoch nicht entmutigen ließen und die letztlich sogar befreit und erlöst wurden. Es sind Erzählungen, die sich dem Gedächtnis der Menschheit eingepägt haben, Erzählungen, aus denen sich schöpfen lässt, in lichten wie in finsternen Zeiten. Die erste von ihnen, aus dem Buch Exodus, berichtet vom Auszug der Israeliten aus Ägypten. Für die Juden ist dieses Ereignis konstitutiv und Anlass ihres jährlichen Pessachfestes. Auch für uns Christen hat es eine große Bedeutung; in jeder Osternacht ist davon zu hören. Gegen alle Erwartung – so überliefert es die Tradition – gelingt dem unterdrückten Volk Israel die Flucht aus der Knechtschaft. Inmitten des Unheils geschieht Heil, führt Gott sein Volk in die Freiheit. Daran Jahr für Jahr zu erinnern, diese Erfahrung von Generation zu Generation weiterzugeben, regt an und macht Mut, vertrauensvoller zu leben. Ebenso ist es mit den beeindruckenden Erzählungen und der österlichen Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi. Tot ist eigentlich tot; da kann man höchstens noch den Leichnam salben und das Grab verschließen. Stattdessen machen die Jünger Jesu und einige Frauen aber die unglaubliche Erfahrung, dass der Gekreuzigte auferweckt wurde und das Leben stärker ist als der Tod.

Es gibt also durchaus Gründe, sich nicht mit dem abzufinden, wie es ist und angeblich immer bleiben wird. An das Unglaubliche zu glauben, ist auch in unserer Zeit möglich. Ja, wir brauchen über unsere gewöhnlichen Vorstellungen hinaus sogar den Glauben an das Unglaubliche. Wir brauchen die Hoffnung, die unseren Horizont übersteigt. Wir brauchen ein Vertrauen auf – wie es der Philosoph Ernst Bloch nennt – das „Noch-Nicht“, wir brauchen das „Prinzip Hoffnung“. Denn nur so kann auch wirklich Veränderung geschehen, kann Unfreiheit und Knechtschaft überwunden und unser bisweilen enger Horizont überschritten werden.

„Kleiner Funke Hoffnung...“

Ja, ohne Hoffnung wäre unsere Existenz trostlos, könnten wir nicht sinnvoll leben. Aber sie fällt uns eben nicht einfach so in den Schoß. Unser Leben ist – wie der tschechische Priester und Religionsphilosoph Tomáš Halik einmal geschrieben hat – „eine permanente Prüfung im Fach Hoffnung“. Denn eine „Hoffnung ... , die man schon erfüllt sieht, ist“ – wie es im Brief des Apostels Paulus an die Römer (Röm 8, 24) heißt – „keine Hoffnung“. Um den „kleinen Funken Hoff-

nung“ zu schützen und zu nähren, braucht es Geduld, Vertrauen und Wachsamkeit, ist es – wie Halik darüber hinaus sagt – wichtig, „die Hoffnung wie eine kleine Flamme im Sturm zu pflegen, zu behüten und zu schützen, vor der Versuchung der Hoffnungslosigkeit, gleichzeitig aber auch vor ihrer Verderbnis, vor ihrer Verfälschung, vor dem, was ein falscher Ersatz für sie wäre: die Illusion, die Projektion unserer Wünsche, utopische Versprechungen oder ein naiver Optimismus...“. Wem das gelingt, sich weder der Hoffnungslosigkeit noch einem naiven Optimismus hinzugeben, stattdessen aber seine Sehnsucht wach zu halten, wird – so meine ich – auch ansprechbar sein für die Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi.

Ja, die Hoffnung hat es immer schon schwer gehabt, nicht erst in unserer Zeit, in der so vieles uns mutlos machen könnte. Doch die Zeugen und Zeuginnen der Auferstehung Jesu Christi und viele andere Männer und Frauen in der Geschichte der Kirche laden uns ein, die Hoffnung zu wagen und auf das Unglaubliche zu setzen. Letztendlich ist die Hoffnung jedoch ein Geschenk Gottes. Er selbst kommt uns darin entgegen, damit wir nicht ins Leere laufen. Darum ist Hoffnung zutiefst auch ein Beziehungswort. Es ist die Ausrichtung auf ein Du, das immer größer sein wird als alles, was wir kennen und wissen, ein Du, das uns manchmal geheimnisvoll und dunkel erscheinen mag, ein Du aber, dessen Liebe wir trauen können.

Früher – so heißt es in einer trefflichen Beschreibung – lebten die Menschen „40 Jahre plus ewig“, heute leben sie „nur noch 90 Jahre“. Ist man ohne die Erwartung, über den Tod hinaus eine Zukunft zu haben, aber glücklicher und zufriedener? Oder anders gefragt: Schadet es, eine Aussicht beziehungsweise Hoffnung auf Vollendung zu haben? „Menschen“ – so hat es jemand (Stephan Holthaus) einmal formuliert – „die an die Ewigkeit glauben, können gelassener sein. Sie leben vom Ziel her. Die Perspektive der Ewigkeit nimmt Druck von der Zeit.“ Man kann auch sagen: Wer ein „wohin“ und „wozu“ hat, verkraftet auch fast jedes „wie“. Von daher ist der österliche Glaube an die Auferstehung Jesu Christi und aller Toten keine billige Vertröstung auf ein Jenseits; er weitet vielmehr unseren Horizont, ermöglicht trotz aller Beschwerden ein intensiveres Leben und ermutigt dazu, sich selbst mit dafür einzusetzen, dass die zwischenmenschlichen Verhältnisse schon jetzt gerechter und liebevoller werden. Ostern bedeutet darum: Hoffen, wo andere resignieren! Ängste abschütteln, weil sich Zukunft auftut! Geistvoll gegen Erstarrungen angehen! Österliche Menschen leben mit Zuversicht und stellen sich mutig der Gegenwart. Möge dies für uns alle Wirklichkeit werden und Ostern

für uns mehr sein als nur ein holdes Frühlingserwachen oder ein lustiges Eierfest.

„Ich möchte Brücken bauen“

Interview im Tag des Herrn vom 12. April 2015

Vor zehn Jahren wurde am 16. April 2005 – kurz nach dem Tod von Papst Johannes Paul II. und wenige Tage vor der Wahl von Papst Benedikt XVI. – der Magdeburger Weihbischof Dr. Gerhard Feige als Bischof des Bistums Magdeburg eingeführt.

Inzwischen ist der heute 63-jährige, nachdem in den östlichen Nachbardiözesen alle Bischofsstühle neu besetzt wurden, vom dienstjüngsten zum dienstältesten Bischof in Ostdeutschland geworden. Das flächenmäßig große Bistum Magdeburg ist in dieser Zeit von 97 000 auf 86 000 Katholiken geschrumpft. Dennoch konnte Feige fünf Männer zu Priestern und fünf zu Ständigen Diakonen weihen. Er hat in 15 Kirchen Altäre konsekriert und außerdem fünf Orgeleinweihungen vorgenommen.

Herr Bischof Feige, Sie sind viel in Ihrem Bistum unterwegs und suchen nicht zuletzt bei Ihren Visitationsreisen den Kontakt zu Menschen auch außerhalb der katholischen Kirche. An welche Begegnungen erinnern Sie sich besonders gern?

Bei meiner ersten Visitationsreihe von 2008 bis 2012 habe ich das Bistum wirklich kennengelernt und erfahren, wie vielfältig und in welchen gesellschaftlichen Beziehungen sich katholisches Leben vollzieht. Das bestätigt sich auch bei meiner unlängst begonnenen zweiten Visitationsreihe. Im Dekanat Stendal habe ich zum Beispiel Flutopferfamilien besucht und mitbekommen, wie beeindruckend sich Katholiken seit dem Hochwasser von 2013 für Betroffene eingesetzt haben und einsetzen. Die Folgen reichen ja bis in die Gegenwart. Kirche hat hier aufgrund dieses handfesten Engagements auch unter Nichtchristen einen guten Ruf. Oder jüngst habe ich zusammen mit Hauptamtlichen einer Pfarrei ein Flüchtlingsheim besucht und erlebt, wie Beziehungen zu dort untergebrachten Menschen aus Eritrea aufgenommen wurden.

Begegnungen also mit Christen im Bistum, die sich sozial engagieren ...

Erfreulich sind für mich bei den Visitationen auch die fast selbstverständlichen Treffen mit ökumenischen Partnern. Schon oft war ich dabei mit evangelischen Pfarrern oder anderen Christen in einem lebendigen Austausch über gemeinsame Herausforderungen. Berührt bin ich auch immer wieder bei den Feiern der Zulassung erwachsener Taufbewerber oder den Gottesdiensten mit den Ehe-Jubelpaaren. Ein ganz besonderer Höhepunkt ist für mich die jährliche Bistumswallfahrt zur Huysburg. In ihr sehe ich sogar eine Art Gradmesser für unsere Situation. Ich bin dankbar, dass Jung und Alt daran teilnehmen, und versuche dort bei meiner Predigt auch möglichst Richtungsweisendes zu sagen. Vor allem bewegt uns ja, wie es mit dem Glauben in unserem Raum weitergehen kann. Interessante Anregungen bietet dazu das französische Bistum Châlons-en-Champagne, zu dem wir seit 2004 recht lebendige Kontakte haben und dessen Verhältnisse unseren sehr ähneln.

Die zurückliegenden Jahre als Bischof waren aber sicher nicht nur einfach?

Als besonders schlimm ist mir das Jahr 2010 in Erinnerung. Da eskalierte der Missbrauchsskandal, und wir Bischöfe waren zunächst wie gelähmt. Außerdem hatten und haben wir im Bistum auch noch andere Probleme, die uns belasten beziehungsweise herausfordern. Dazu gehören vor allem manche Verluste durch wirtschaftliche Aktivitäten oder der Rückgang an Gemeindemitgliedern und Priestern. Eigentlich sehe ich es als meine wichtigste Aufgabe an, das Evangelium positiv ins Spiel zu bringen, und erfahre mich doch zeitweise eher dazu genötigt, irgendeinen Schaden zu begrenzen.

Die Gemeinden werden kleiner, es gibt nicht mehr genügend Priester. Sie haben jetzt in Bad Liebenwerda erstmals ein Pfarreileitungsteam eingesetzt. Wie steht es um die Zukunft der Pfarreien im Bistum?

Im Jahre 2010 wurden infolge einer Strukturreform die bisherigen Gemeinden in 44 neue Pfarreien zusammengefasst. Inzwischen aber haben wir schon für eine von ihnen keinen Pfarrer mehr, und das wird kein Einzelfall bleiben. Da ich es für wenig hilfreich halte, die Zahl der Pfarreien noch einmal zu verringern und die Gebiete zu erweitern, suchen wir im Rahmen des Kirchenrechts und der personalen Möglichkeiten vor Ort nach anderen geeigneten Lösungen. Dabei



Zum ersten Mal beauftragt Bischof Gerhard Feige ein Team - vier Laien und einen Priester - mit der Leitung einer Pfarrei.

setzen wir auf ein gutes Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen. Mehreren – unter Einbeziehung eines Priesters – wird gemeinsam die konkrete Verantwortung übertragen. Allerdings muss ich in diesem Zusammenhang auch sagen: Für mich ist unsere massive Diaspora-Situation hier im Osten Deutschlands, und da schließe ich unsere evangelischen Mitchristen mit ein, kein Unglücksfall. Gott wird sich schon dabei etwas denken, uns diese Situation zuzumuten. Darum sollten wir uns auch als schöpferische Minderheit verstehen, die den Mitmenschen aus dem Glauben heraus etwas zu bezeugen hat. Dazu brauchen wir freilich neben engagierten Ehrenamtlichen auch Priester und andere Hauptamtliche, die ein Gespür für diese Herausforderung haben, die unsere Verhältnisse kennen und sich darauf in ihrer Ausbildung möglichst realitätsnah eingestellt haben.

Nicht zuletzt engagierte Katholiken haben zu manchen kirchlichen Regelungen erhebliche Fragen. Evangelische Partner in konfessionsverbindenen Ehen sind nicht zur Kommunion zugelassen. Wiederverheiratete Geschiedene wünschen sich die Wiedezulassung zu den Sakramenten, um nur zwei Beispiele zu nennen. Wie gehen Sie damit um?

Ich weiß um das unheimliche Spannungsfeld zwischen der kirchlichen Lehre und der Wirklichkeit, in der nicht wenige Gläubige leben. Das macht auch mir zu schaffen, da ich mich weder als Funktionär verstehe, der bestimmte Positionen einfach nur durchstellt, noch als

jemand, der – wie es heißt – dem Zeitgeist hinterherläuft. Ich versuche da eher Brückenbauer zu sein, Verständnis für katholische Überzeugungen zu wecken, zugleich aber auch, mich in die Situation der Menschen hineinzudenken und nach gangbaren Lösungen zu suchen.

In welcher Hinsicht zum Beispiel?

Nehmen wir den Wunsch von Wiederverheirateten Geschiedenen, ganz in der Gemeinschaft der Kirche leben zu wollen. Nach katholischem Verständnis ist eine gültig geschlossene und vollzogene Ehe unauflöslich. Als Kirchenhistoriker kenne ich aber auch Beispiele, wie schon in der frühen Christenheit aus pastoralen Gründen mit geschiederten beziehungsweise zerstörten Ehen im Einzelfall anders umgegangen wurde als grundsätzlich vertretbar oder erlaubt. Zudem weiß ich darum, dass dies in den orthodoxen Kirchen heutzutage ähnlich praktiziert wird. Katholischerseits ist aber trotz vielfältiger theologischer und kirchenrechtlicher Überlegungen bisher keine insgesamt überzeugende Regelung in Sicht, die es den Betroffenen wenigstens ermöglicht, unter bestimmten Bedingungen wieder zu beichten und die Kommunion zu empfangen. Ich halte es aber für dringend, dass wir in dieser Frage sehr bald weiterkommen, und hoffe, dass die kommende Bischofssynode mit dazu beiträgt.

In einem ähnlichen Spannungsverhältnis sehe ich übrigens auch die Zölibatsverpflichtung für alle Priester in unserer Kirche. Zweifellos stellt die damit verbundene Lebensform einen hohen Wert dar. Aber immer weniger lassen sich darauf ein, so dass auch dadurch die Priesterberufungen dramatisch zurückgegangen sind. Da wäre es vielleicht hilfreich, sich zu erinnern, dass es in altkirchlicher Zeit neben ehelosen charismatischen Wanderpredigern, die Gemeinden gegründet haben, auch häusliche Familienväter gab, die danach für deren Leitung zuständig waren. Und in den katholischen Ostkirchen gibt es noch heute sowohl ehelose als auch verheiratete Priester. Wenn man öffentlich über dieses Thema nachdenkt, entrüsten sich jedoch manche maßlos.

Sie haben schon mehrfach beklagt, dass Sie unter den teilweise sehr rauen Umgangsformen leiden ...

Verschiedenes dieser Art habe ich mir, bevor ich Bischof wurde, tatsächlich nicht vorstellen können. Überhaupt beobachte ich, dass die Kommunikation in Kirche und Gesellschaft aggressiver geworden ist, nicht zuletzt auch aufgrund der neuen Medien, in denen man

mal den anderen fertig machen kann, ohne ihm als Menschen persönlich gegenüberzustehen. Das halte ich für eine sehr traurige Entwicklung.

Als Bischof der Region, von der die Reformation Martin Luthers ausging, leiten Sie die Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz. Wird das Reformationsgedenken 2017 zu einem wirklich ökumenischen Ereignis werden?

Nach allem, was sich bisher zeigt, muss man da differenzieren: Auf internationaler Ebene deutet alles darauf hin, dass Lutherischer Weltbund und Päpstlicher Einheitsrat diesen Anlass wirklich gemeinsam würdigen wollen. Auch in verschiedenen Regionen Deutschlands werden zwischen Landeskirchen und Bistümern oder Gemeinden dazu einige ökumenische Aktionen und Veranstaltungen vorbereitet. Gesamtdeutsch ist das Reformationsgedenken vor allem als Feier der Evangelischen Kirche und z.T. auch des Staates geplant. Darüber hinaus gibt es zwischen dem Rat der Evangelischen Kirche und unserer Bischofskonferenz aber auch mehrere Vorhaben mit ökumenischem Akzent. Dazu gehören zum Beispiel eine gemeinsame Reise von katholischen und evangelischen Bischöfen im Herbst 2016 nach Israel und ein zentraler Versöhnungsgottesdienst am Samstag vor dem 2. Fastensonntag 2017. Was Sachsen-Anhalt betrifft, so hat die hiesige Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen bereits für den Herbst dieses Jahres zu einem Versöhnungsgottesdienst nach Wittenberg eingeladen. Weiterhin ist unter dem Motto „Mit Luther zum Papst“ ein ökumenisches Jugendprojekt geplant, bei dem sich evangelische und katholische junge Leute im Herbst 2016 gemeinsam auf Romreise begeben wollen. In Dessau, Halle und Magdeburg wird es 2017 regionale Kirchentage mit ökumenischer Beteiligung geben. Außerdem planen Evangelische und Katholische Akademie gemeinsame Veranstaltungen.

Inspirierender, segensreicher Ort

Ansprache zum Festakt anlässlich der Grundsteinlegung der heutigen Kathedrale St. Sebastian vor 1000 Jahren

Diese oder jene Kirche – so ist in manchen Stadt- und Kulturführern vor allem im Osten Deutschlands zu lesen – „ist ein wunderschönes Zeugnis der Vergangenheit“. Immerhin – so ließe sich kritisch anmerken – wird da von „wunderschön“ gesprochen, ansonsten aber nur von der „Vergangenheit“. Kirchen scheinen Erinnerungsstücke an gestern zu sein und dort ihre Bedeutung gehabt zu haben, Ausdruck einer verflissenen Zeit und Geisteshaltung, inzwischen aber – provokativ gesagt – für viele eher „kostbare Gräber oder Grüfte eines toten Gottes“.

Solche Tendenzen verspürt man gelegentlich ebenso, wenn „das jüdisch-christliche Erbe Europas“ heraufbeschworen wird und davon die Rede ist, worin man das alles erkennen könne: nicht nur in Architektur und bildender Kunst, sondern auch in Musik, Sprache und Literatur oder in Wertvorstellungen und Lebensweisen. Immer wieder ist von Prägungen und Traditionen zu hören, die für unsere Kultur bedeutsam seien und die es zu bewahren gelte. Neuerdings meinen einige sogar, ein irgendwie diffuses Abendland gegen eine befürchtete Islamisierung verteidigen zu müssen.

Ohne Zweifel gilt, was der Philosoph Odo Marquardt so formuliert: „Zukunft braucht Herkunft.“ Wir müssen wissen, wo wir herkommen und wo unsere Wurzeln sind. Die Erinnerung gehört zu unserer Existenz und stiftet Identität. Wir leben aus und mit unserer Geschichte. Konkret heißt das für uns auch, sich der religiösen Grundlagen und wechselvollen Kirchengeschichte unserer mitteldeutschen Region bewusst zu bleiben oder neu zu werden. St. Sebastian bietet sich da als ein anschauliches und anregendes Beispiel an. Und doch ist das nur eine Seite der Medaille. Unsere heutige Kathedrale hat nicht nur eine Vergangenheit, sie hat auch eine Gegenwart und Zukunft und steht als Zeugin dafür, dass christlicher Glaube lebt und gelebt wird, hier und jetzt, 25 Jahre nach der friedlichen Revolution und politischen Wende, inmitten einer anscheinend zunehmenden Gleichgültigkeit und weithin konfessions- und religionslosen Gesellschaft.

Im Russischen gibt es die schöne Formulierung: „Die Kirche arbeitet“. Das bezieht sich nicht auf Baumaßnahmen, auch nicht auf Prozesse der Umstrukturierung oder irgendwelche „Gschaftlhuberei“.

Das bedeutet vielmehr: Hier wird gebetet und Gottesdienst gefeiert, hier kann man durch die Verkündigung des Evangeliums und durch die Sakramente gestärkt werden, hier pulsiert das Leben, hier geht es um Freud und Leid, Jung und Alt, Geburt und Tod, Bekenntnis und Zweifel, Schuld und Vergebung. Und das merkt man einer Kirche auch an. Hier modert nicht etwas vor sich hin, hier wird tief aus- und eingatmet.

Darüber hinaus steht St. Sebastian für einen ökumenischen Geist. So war – um nur zwei Beispiele zu nennen – die evangelische Domgemeinde vor einigen Jahren für mehrere Monate mit ihrem Sonntagsgottesdienst fast selbstverständlich bei uns zu Gast, und vor kurzem erst hat die russische orthodoxe Gemeinde hier ihre Osternacht feiern können.

In jüngster Zeit schließlich zeigt sich zudem, dass unsere Kathedrale immer mehr ein Ort wird, an dem Menschen aus unterschiedlichen Völkern und Nationen Gottes Nähe und unsere Gemeinschaft suchen. Der Statistik nach sollen inzwischen sogar katholische Christen aus 63 Ländern auf dem Territorium unserer Kathedralpfarrei wohnen. Möge es uns gelingen, geistvoll und tatkräftig auf diese neue Herausforderung einzugehen und vielen erfahrbar werden zu lassen, dass sie hier willkommen und wir gemeinsam Kirche sind.

Und noch etwas halte ich für bedeutsam. In seinem Bestseller „Nachtzug nach Lissabon“ schreibt der Schweizer Philosoph und Schriftsteller Peter Bieri unter dem Pseudonym „Pascal Mercier“ eindrucksvoll: „Ich möchte nicht in einer Welt ohne Kathedralen leben. Ich brauche ihre Schönheit und Erhabenheit. Ich brauche sie gegen die Gewöhnlichkeit der Welt. Ich will zu leuchtenden Kirchenfenstern hinaufsehen und mich blenden lassen.“



Dompropst Reinhold Pfafferodt begrüßt die Gäste, die zur Feier des Jubiläums gekommen sind.

sen von den unirdischen Farben. Ich brauche ihren Glanz ... ich will mich einhüllen lassen von der herben Kühle der Kirchen. Ich brauche ihr gebieterisches Schweigen ...“ Ist es nicht genau das, was Menschen auch heute noch fasziniert, wenn sie eine ausdrucksstarke Kirche betreten. Der Anziehungskraft von Raum, Licht und Formen kann kaum jemand widerstehen. Der Blick wird unwillkürlich nach oben gezogen, der Horizont geweitet. Hier bricht – wie es Fulbert Steffensky einmal formuliert hat – „die große Fremdsprache im Meer der Geläufigkeiten ein.“ Es ist eine Fremdsprache, die – so meine ich – vielen gut tun kann. Mit anderen Worten gesagt: „So wichtig Museen sind, Kirchen ... sind in spezifischer Weise Regenerationsorte für die Seele der Menschen, Asylorte für Gefühle und Ängste, Animationsorte für Lebensmut und Lebensgestaltung, Segensräume für inneren Frieden“ (W. Grünberg).

Möge die Kathedrale St. Sebastian nicht nur „ein wunderschönes Zeugnis der Vergangenheit“ sein, sondern zugleich auch ein inspirierender und segensreicher Ort bleiben. Mögen viele darin hoffnungsvolle Erfahrungen machen. Und möge – wie es ein Journalist dieser Tage ausgedrückt hat – „Mit 1000 Jahren noch lange nicht Schluss“ sein.



Unter den Ehrengästen war auch der Ministerpräsident des Landes Sachsen-Anhalt Dr. Reiner Haseloff mit Ehefrau.

Priester heute

Predigt bei der Priesterweihe von David Seibel
am 23. Mai 2015

Lieber Herr Seibel, ein langer Weg liegt hinter Ihnen. Dazu gehören die Ausbildung und Arbeit in einem anderen Beruf, eine Zeit der Klärung, auf welchem Weg es weitergehen soll, das Theologiestudium und schließlich die Entscheidung, Priester zu werden. Heute stehen Sie an der Schwelle, offiziell zu diesem Dienst beauftragt zu werden. Obwohl wir in einer Zeit leben, in der sich eine vertraut gewordene Gestalt von Kirche deutlich verändert, nehmen Sie diese Herausforderung bewusst an. Zu Beginn unseres Gottesdienstes sind Sie vorgetreten und haben vor mir als Ihrem Bischof und vor der ganzen versammelten Gemeinde bekannt: „Hier bin ich!“ Damit haben Sie ihre Bereitschaft erklärt, das Sakrament der Priesterweihe zu empfangen und sich von Gott in Dienst nehmen zu lassen – hier und heute im Bistum Magdeburg.

Unterschiedliche Vorstellungen und Erwartungen

Was aber, liebe Schwestern und Brüder, verstehen wir eigentlich unter einem Priester? Was macht dessen Profil aus? Was gehört zu seiner Sendung? Was ist seine wichtigste Aufgabe? Und außerdem: Welche Priester brauchen wir heutzutage? Hochwürdige Herren, clevere Unternehmer oder geistliche Väter? Solche Fragen stellen sich gerade in den letzten Jahren immer häufiger. Sollten wir uns Seelsorger wie den Pfarrer von Ars wünschen, intellektuell nicht unbedingt auf der Höhe der Zeit, aber fromm und mit einem weiten Herzen, offen und hilfreich für alle Nöte, Fragen und Probleme, die Menschen bedrücken? Oder wären Männer wie Romano Guardini geeigneter, die Wissenschaft, Liturgie und Apostolat zu verbinden wissen und für viele fruchtbar machen können? Oder sollten wir eher auf Gestalten wie die französischen Arbeiterpriester setzen, die gesicherte Verhältnisse aufgaben und sich solidarisch unter die Benachteiligten mischten? Oder bräuchten wir Leute, die bereit sind, sich zum „Hans Dampf in allen Gassen“ weihen zu lassen? Die Vorstellungen und Erwartungen vieler sind groß und reichen von „sakral legitimierten Heilsvermittlern“ bis zu weltgewandten Managern. Darüber hinaus ist oftmals auch zu hören: Es möge doch einen geben, der immer da ist, der Zeit hat,

einen, der geistige und geistliche Anregungen gibt, der begleitet, einen, der das Leben bewältigen hilft.

In der deutschsprachigen Romanliteratur der letzten Jahre erscheint dies fast als die Idealgestalt des Priesters. Nicht mehr der Prophet oder „distanzierte“ Heilsverkünder ist gefragt, sondern der Mensch an der Basis – eine Art Sozialhelfer, Berater oder Therapeut. Der Priester erscheint den Menschen ganz nah. Er kennt das Leben mit all seinen Höhen und Tiefen. Er ist nicht mehr der „Hochwürden“ vergangener Zeiten, sondern so etwas wie „der gute Nachbar von nebenan“. Zweifellos ist das ein positiver Ansatz. Menschenfreundlichkeit spricht an und macht beliebt. Doch kann dies letztlich genügen? Reicht das aus, um die Sendung des Priesters heute zu beschreiben? Wird hier nicht etwas nivelliert, was nicht nivelliert werden darf? Muss nicht nachdenklich machen, dass die Priesterthematik zunehmend aus der ernsthaften Literatur in die Unterhaltungs- und Trivialliteratur und in dementsprechende Fernsehserien abgewandert ist? Publikumswirksam werden Lebens- und Schicksalskonflikte von Priestern mit den Zutaten Rührung, Spannung und Sensation inszeniert. Interessant ist die Persönlichkeit des Priesters, seine Attraktivität und sein Sympathiepotential, nicht mehr aber, wofür er eigentlich einsteht und was unabhängig von seiner Beliebtheit gilt.

Ist sein Dienst aber nicht größer als die menschliche Wirklichkeit, durch die er sich mitteilt? Wo bleibt der Verweis auf das Göttliche, auf den lebendigen Gott Jesu Christi, in dem der Priester verwurzelt sein soll und den er zu bezeugen hat? Zielt der Hunger der Menschen nach Seelsorge nicht letztlich doch vor allem auf diese Dimension – ob es ihnen bewusst ist oder nicht? Oder noch anders gefragt: Ist das kirchliche Dienstamt nur eine Beauftragung durch die Gemeinde, eine Funktion auf Zeit, die aus dem gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen folgt? Katholische und orthodoxe Kirche sind da anderer Überzeugung. Ihrem Verständnis nach gehört das Amt konstitutiv zur Kirche und stellt auch ein gewisses – sogar „wesentliches“ – Gegenüber zur Gemeinde dar. Und die Weihe oder Ordination macht deutlich, dass es sich hier um etwas handelt, das aus dem Alltag ausgegrenzt und letztlich nicht willkürlich verfügbar ist. Wie ist das aber richtig zu verstehen? Welcher Sinn steckt dahinter? Was könnte das für uns heute bedeuten? Sicher finden wir alle uns nicht mehr in dem wieder, wie es der Römische Katechismus von 1566 beschrieben hat. Dort heißt es nämlich: Priester besitzen ein Amt, „dass man sich kein höheres ausdenken kann, daher sie mit Recht nicht nur Engel, sondern auch Götter genannt werden, weil sie des unsterblichen Gottes Kraft und

Hoheit bei uns vertreten“. Engel, Götter? Ist das nicht maßlos überzogen? Wie aber lässt sich dann erklären, was nach katholischem Verständnis Priester sind?

Gemeinsames und besonderes Priestertum

Zunächst einmal dürfte spätestens seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil klar sein: Alle – ob es sich nun um sogenannte Amtsträger oder Laien handelt – gehören zum Volk Gottes. Alle sind durch die Taufe mit Christus und untereinander verbunden: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“, so heißt es in der Lesung, die wir vorhin gehört haben (Eph 4, 4). Deshalb klingt es einfach kurios, wenn immer wieder von „Priestern“ und „Gläubigen“ gesprochen wird, als ob die Priester nicht auch Gläubige wären. Auch diejenigen, die in der Kirche zu einem besonderen Dienst geweiht werden, bleiben Angehörige des Volkes Gottes und sind keine separate Sondergruppe oder elitäre Kaste. Gemeinsam sind wir alle ein „heiliges Volk“ und haben Anteil am königlichen Priestertum Jesu Christi, jeder und jede, die durch den Glauben und die Taufe dazugehören.

Worin liegt nun aber das Besondere des kirchlichen Dienstamtes? Mit wenigen Worten gesagt: Es vergegenwärtigt Wort und Wirken Jesu Christi selbst und steht somit nicht nur mitten im Volke Gottes, sondern auch den übrigen Gläubigen gegenüber. Damit ist jedoch keine Steigerung des gemeinsamen Priestertums gemeint oder eine Herrschaft über die anderen. Vielmehr will die Weihe zum Ausdruck bringen, dass da jemand nicht mehr sich selbst und auch nicht der Gemeinde der Gläubigen gehört, sondern qualitativ neu gesendet und bevollmächtigt ist, als Zeichen und Werkzeug Jesu Christi zu handeln. Dabei sind nicht die Eigenschaften oder Qualitäten der eigenen Person – Leistung, Tüchtigkeit und Ausstrahlung – entscheidend, sondern die Bereitschaft und gnadenhafte Befähigung, transparent zu sein, Christus durch sich hindurch handeln zu lassen und auf ihn sakramental zu verweisen. Darin liegt die Bedeutung des Weiheamtes: die Gemeinde immer wieder auf Christus als ihren Ursprung und ihr Haupt, ihr bleibendes Gegenüber und in ihr handelndes Subjekt zu verweisen. Darum hat sich jeder Amtsträger auch permanent zu prüfen: Stehst du wirklich für einen anderen, für Christus, für den dienenden und gekreuzigten Herrn, und vermag die Gemeinde dies auch zu erkennen?

Ist das aber nicht ein zu hoher Anspruch an den einzelnen Priester? Was können die anderen von ihm erwarten und was nicht? Wie ist das

menschlich lebbar und aushaltbar? Entlastend kann da sein, was sich mit dem Begriff „character indelebilis“ verbindet, dem unauslöschlichen Prägemaß, das mit der Weihe verliehen wird. Zum Ausdruck kommt damit nämlich auch, dass die Wirksamkeit des kirchlichen Dienstes nicht von der persönlichen Heiligkeit seiner Amtsträger abhängt. Mögen diese auch sündig sein und versagen, Christus bleibt im Wirken der Geweihten seiner Kirche nahe. Diese Zusage kann zugleich demütig machen, weil aus ihr folgt, dass niemand die Macht hat, das Werk Christi und die Existenz seiner Kirche zu zerstören.

Aus der Freundschaft mit Christus leben

Und noch etwas halte ich für ganz entscheidend. Für den heutigen Tag haben Sie, lieber Herr Seibel, einen Evangeliumstext gewählt, in dem Jesus sagt: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte ... Vielmehr ... Freunde ... ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt ...“ (Joh 15, 15f.). Jesus schreibt uns also kein Gebot vor, das wir dann doch nicht erfüllen könnten. Stattdessen gewährt er uns seine Freundschaft und schließt uns in seine Liebe ein. Wer sich so von Jesus beschenkt weiß, der wird auch immer mehr danach bestrebt sein, ihm nachzueifern und so zu werden wie er. „Er macht nicht Dienst nach Vorschrift wie der Knecht, sondern setzt sich ein mit allen kreativen Kräften des Herzens und der Phantasie. Wer sich durch die Liebe zu seinem Freund in Anspruch genommen weiß, für den wird das, was diese Liebe fordert, zu einem heiligen und im Herzen verpflichtenden Gebot“ (J. Lütticken).

Einer solchen Gesinnung entspräche es dann, auch so beten zu können, wie es ein Theologe unserer Tage (K.-H. Menke) einmal formuliert hat: „Herr Jesus Christus, ich weiß, dass nicht wichtig ist, ob ich ankomme, ob ich gelobt werde, ob ich Erfolg und Anerkennung ernte; ich weiß, dass nur eines wichtig ist: dass ich Dir nicht im Wege stehe, dass ich Dein Werkzeug bin, dass ich die Menschen nicht zu mir, sondern zu Dir führe. Herr Jesus Christus, bewahre mich vor dem Wahn, ich selbst müsste die Welt retten. Lass mich nie vergessen, dass Du sie schon gerettet hast; und dass ich nicht am Ende bin, wenn meine Kräfte mir den Dienst versagen. Ich bin das Fenster, Du das Licht. Du kannst hindurch, was ich nicht kann. Du fädelst Dich ein in diese Welt durch mich armseliges dünnes Nadelöhr hindurch. Das macht mich frei von der Last, etwas bewirken zu müssen, was meine Kraft übersteigt. Das macht mir Mut zu der Vollmacht, die Du in mich, in meine Schwäche und Armseligkeit gelegt hast. Ja, Du in mir!

So froh, so unverkrampft und echt wird mein Leben, wenn ich mich entschieden habe zu Dir in mir.“

Liebe Schwestern und Brüder, ja, wir brauchen Priester: „Diener“ – wie es Karl Rahner einmal gesagt hat – „nicht Herren, Geistliche, nicht Funktionäre, Wegbereiter, nicht Nachlassverwalter“. Wir brauchen Priester, die sich dessen bewusst sind, dass sie weder sich selbst dazu erwählt haben noch von der Gemeinde dazu erwählt worden sind, die darum wissen, dass vielmehr Christus sie erwählt hat, um als seine Freunde zu leben und Frucht zu bringen.

Lieber Herr Seibel, wir freuen uns auf Sie und wünschen Ihnen Kraft und Zuversicht für Ihren Dienst. Mögen viele Menschen durch Sie Christus näher kommen und in ihrer Hoffnung gestärkt werden. Und mögen Sie selbst dabei von der Gemeinschaft des Volkes Gottes getragen werden.



Bischof Gerhard Feige salbt bei der Priesterweihe David Seibel die Hände.

Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg
bistum-magdeburg.de

Redaktion und Gestaltung: Thomas Lazar

Fotos: Dirk Mahler (34), Eckhard Pohl (74), Norbert Perner (78, 79), Bistum Magdeburg,

Druck: Schlüter Print Pharma Packaging GmbH, Schönebeck

Am Beginn des Jahres 2014 hat Bischof Dr. Gerhard Feige die „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“ gegründet. Er hat damit eine Plattform geschaffen, die ganz dem Anliegen unseres Bistums entspricht: Als schöpferische Minderheit wollen wir katholischen Christen uns einbringen in die Gesellschaft. Wir wollen uns einmischen, wo wir uns gefordert sehen, mit anderen – Christen und Nichtchristen – im Sinn der Frohen Botschaft und für die Menschen in unserer Region.

Gerade die „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“ hat während der vergangenen Monate viel Gutes bewirkt. Sie hilft Menschen, die bei uns Schutz suchen, unmittelbar und sie ermuntert andere, selbst mit Geld und durch ehrenamtliches Engagement zu helfen. In einer beträchtlichen Zahl von Gemeinden und Einrichtungen des Bistums Magdeburg gibt es heute Gruppen, die sich um eine Willkommenskultur in unseren Pfarreien und Einrichtungen bemühen. Sie bieten Sprachkurse an, begleiten zu Behörden und helfen Kindern bei den Hausaufgaben.

Welchen Wert unser Bischof dieser gelebten Nächstenliebe beimisst, spiegelt sich in den hier vorliegenden Texten wider. Immer neu ermutigt er darin Menschen im Bistum und darüber hinaus, sich „für jene einzusetzen, die als Flüchtlinge an unsere Tür klopfen: sei es, dass Sie die Möglichkeit haben, auf unsere Politik Einfluss zu nehmen, sei es, dass Sie Organisationen unterstützen, die im Bereich der Migrationsdienste tätig sind, sei es, dass Sie mit anderen darüber nachdenken, was sich vor Ort tun lässt, sei es, dass Sie sich ganz konkret einem Menschen zuwenden, der nach Vertreibung und Flucht eine neue Heimat und Geborgenheit sucht“.

In diesem Sinn empfehle ich Ihnen gerne die Lektüre der hier vorgelegten Texte. Sie sind eine „Zeit Ansage“ in ganz unterschiedlicher Weise. Neben der Flüchtlingsfrage thematisieren sie so auch die weltweite Ökumene, den 25. Jahrestag des „Mauerfalls“, die Entwicklung unseres Bistums Magdeburg und die Inspiration vieler Christen durch Papst Franziskus.

Thomas Lazar
Bistum Magdeburg

„Herbergssuche“	7
Predigt zur Christmette	
Aller Welt erschienen.....	11
Predigt zu Epiphanie	
Im Fremden Christus erkennen.....	15
Brief zur Österlichen Bußzeit	
Zur Überreichung der „Goldenen Taube“ an den refugium e. V.....	20
Laudatio	
25 Jahre „Mauerfall“.....	26
Predigt	
Zum 25. Jahrestag des „Mauerfalls“.....	30
Interview	
„Alles in Christus vereinen“.....	38
Predigt zum 25-jährigen Bischofsweihejubiläum von Leo Nowak	
„Damit die Welt glaube“.....	44
Predigt zum 50. Jahrestag des Ökumenismusdekrets	
„Unberechenbar und liebenswürdig“.....	50
Interview des MDR über Papst Franziskus	
„Selig, die Frieden stiften“.....	54
Predigt zur Bistumswallfahrt	
Dem Ungeist widerstehen.....	60
Firmpredigt in der Pfarrei Carl Lampert in Halle	
Worum sollte es uns eigentlich gehen?.....	64
Predigt zum Dies Sacerdotalis	
Prinzip „Hoffnung“.....	68
Predigt am Ostersonntag	
„Ich möchte Brücken bauen“.....	72
Interview mit der Kirchenzeitung „Tag des Herrn“	

Inspirierender, segensreicher Ort.....	77
Zum Festakt anlässlich der Grundsteinlegung für die Kathedrale St. Sebastian vor 1000 Jahren	
Priester heute.....	80
Predigt zur Weihe von David Seibel	

„Herbergssuche“

Predigt zur Christmette 2014

„Wer klopft an?“ So beginnt ein altes Lied, das mancherorts im Advent gesungen wird; dabei war und ist es oft auch mit einem szenischen Spiel verbunden. Dialogisch erzählt es davon, wie Maria und Josef, die sich zur Volkszählung nach Bethlehem begeben haben, ein Quartier suchen und immer wieder auf Ablehnung stoßen: „Wer klopft an?“ – ruft da der Wirt und hört – „Oh zwei gar arme Leut’. Was wollt ihr denn? Oh gebt uns Herberg heut! Euch durch Gottes Lieb’ wir bitten, öffnet uns doch Eure Hütten! Oh, nein, nein, nein! Ach lasset uns doch ein! Es kann nicht sein! Wir wollen dankbar sein. Nein, nein, nein, es kann nicht sein. Da geht nur fort, ihr kommt nicht rein!“

Das, was hier ausführlich noch in weiteren Strophen entfaltet wird, ist im heutigen Evangelium nach Lukas nur ganz kurz angedeutet: Maria wickelte ihren Erstgeborenen in Windeln und – so heißt es dort (Lk 2,7) – „legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war“. Diese wenigen Worte haben offenbar ausgereicht, im christlichen Brauchtum einen besonderen Stellenwert zu bekommen. Viele sind davon tief angerührt worden, dass Josef und Maria, die kurz vor der Niederkunft stand, nirgendwo willkommen waren und dass das Kind deshalb ganz und gar armselig zur Welt kommen musste. Über all die Jahrhunderte hinweg haben sich gerade auch die Armen immer wieder mit diesem Schicksal identifizieren können. Sie fanden und finden Trost darin, dass Jesus mit seinen Eltern in dieser Weise zutiefst „einer von uns“ geworden ist.

Was aber kann das für uns über Rührung und Trost hinaus noch bedeuten, dass Gott auf dieser Erde nicht in überwältigender Macht und Herrlichkeit erscheint, sondern sich auf Quartiersuche begibt? Darauf haben schon die Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte eine Antwort versucht. Jesus Christus – so ihre Überzeugung – klopft auch an unserem Herzen an und bittet um eine Herberge. Im übertragenen Sinne ist also unser Herz der Ort, an dem er zur Welt kommen will. „Willst auch du“ – fragt zum Beispiel der heilige Augustinus – „sein Wohnsitz sein“? Und er fährt dann fort: „Glaube nicht, du könntest es nicht. Bereite Ihm Raum in deinem Herzen, und er wird gerne darin thronen“.¹

Wie aber könnte das geschehen? Sicher müssten wir zuerst einmal in uns aufräumen. Was hat sich im Laufe der Zeit nicht alles angesammelt: Enttäuschungen und Verwundungen, Missverständnisse und

Vorurteile, Selbstsucht und Habgier, Bosheit und Gehässigkeit! Wo- von sind wir doch oftmals besetzt oder sogar besessen! Wie oft krei- sen wir auch nur noch um uns selbst, lassen wir nichts mehr an uns heran, ist unser Herz kalt geworden! Vielleicht aber entdecken wir doch wieder jene Sehnsucht in uns, die letztlich nur durch Gott gestillt werden kann, hören wir, wie Jesus Christus an unser Herz anklopft, damit wir ihm öffnen. Dazu müsste man aber still werden und sich fragen lassen können: „Was oder wer ist für dein Leben wirklich wichtig? Worauf kommt es dir eigentlich an? Wo setzt du Prioritäten – und sind es die richtigen? Wohin führen sie dich und andere?“ Schon das könnte eine Möglichkeit sein, durch die Jesus Christus bei uns um Herberge bittet, eine Herausforderung, die uns weiterführt, nach sei- nem Vorbild zu handeln und wirklich liebende Menschen zu werden.

Menschen auf der Flucht

Jesus Christus kann bei uns aber auch noch auf andere Weise und sehr konkret anklopfen. „Was ihr“ – so sagt er einmal (Mt 25,40) – „für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir ge- tan.“ Gerade jetzt sind es viele Flüchtlinge, die bei uns um Aufnahme bitten. Über 50 Millionen Menschen sollen derzeit aufgrund von Krie- gen und Menschenrechtsverletzungen auf der Flucht sein, davon bis zu zehn Millionen Kinder. Regelmäßig hören oder lesen wir von ih- ren dramatischen Schicksalen: Sie sind Schleppern und Schleusern ausgesetzt, werden unterwegs inhaftiert, müssen bei Wind und Wetter im Freien campieren und werden auf überladene Boote verfrachtet, um – wenn sie Glück haben – in Europa zu landen. Wenn sie das schließlich trotz aller Gefahren für Leib und Leben geschafft haben, hoffen sie, das Schlimmste hinter sich zu haben. Aber allzu oft ma- chen sie die Erfahrung, dass das nicht der Fall ist, klopfen sie an und hören als Antwort: „Nein, nein, nein, es kann nicht sein. Da geht nur fort, Ihr kommt nicht rein!“ Statt Gastfreundschaft begegnen ihnen oftmals Abwehr und Misstrauen, gelegentlich sogar Sarkasmus. „Bit- te“ – so soll zum Beispiel kürzlich am Ortseingang eines sächsischen Kurortes zu lesen gewesen sein – „flüchten Sie weiter, es gibt hier nichts zu wohnen!“⁴² Und in einigen deutschen Städten gehen Men- schen auf die Straße, um gegen eine angebliche Überfremdung des – wie sie sagen – christlichen Abendlandes zu demonstrieren. Es ist kurios, dass man damit christliche Werte verteidigen will, zu denen doch ganz wesentlich Respekt vor den anderen, Nächstenliebe und Barmherzigkeit gehören. Stattdessen schürt man Misstrauen und Angst,

werden Ausländer zu unerwünschten Personen erklärt oder sogar bedroht. Wenn man dann einmal ganz nüchtern auf die Zahlen schaut, zeigt sich, wie irrational solche Befürchtungen und Argumentationen sind: machen doch die Zuwanderer, denen Deutschland in diesem Jahr 2014 Schutz bietet, nur etwa 0,3 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Im kleinen Libanon dagegen bilden die 1,1 Millionen syrischen Flüchtlinge inzwischen ein Viertel der ganzen Bevölkerung!



Bischof Gerhard Feige besucht den ersten Kirchentag syrisch-orthodoxer Christen in Deutschland. In Anwesenheit des Patriarchen Mor Ignatius Aphrem II. trägt er sich in ein Gedenkbuch ein.

Doch auch ohne solche Zahlenvergleiche kann das Schicksal der Flüchtlinge uns Christen nicht kalt lassen. Wir feiern heute Nacht die Geburt Jesu von Nazareth. In ihm ist – wie es im Titusbrief heißt (vgl. Tit 2, 11) – die Gnade Gottes erschienen, um alle Menschen zu retten. Diese Gnade Gottes, diese seine Menschenfreundlichkeit, begegnet uns in einem kleinen Kind, dessen Eltern keine Herberge gefunden haben. Sie wird in Jesus Christus sichtbar, der in seinem nur 33 Jahre dauernden Leben gezeigt hat, wie diese Gnade aussieht. Vor allem die Armen, Bedürftigen, Notleidenden sind es, die ihn anziehen und denen er sich zuwendet. Er ist ihnen so sehr zugetan, dass er sich sogar geradezu mit ihnen identifiziert. Nach seiner Auferstehung – so sein Vermächtnis – will er nicht nur in den Gaben von Brot und Wein und nicht nur in seinem Wort unter uns gegenwärtig sein, sondern auch in der Begegnung mit den geringsten Brüdern und Schwestern.

Aus Fremden können auch Schwestern und Brüder werden

Ich weiß nicht, ob diese meine Überlegungen manche von Ihnen heute Abend irritieren oder sogar verärgern. Neulich habe ich jedenfalls einmal davon gelesen, dass eine Jugendgruppe auf einem Weihnachts-

markt mit einer besonderen Veranstaltung deutlich auf die Flüchtlingsproblematik aufmerksam machen wollte. Die kommunalen Behörden haben dies jedoch mit der Begründung abgelehnt, dass man die weihnachtliche Idylle mit solchen Problemen nicht stören wolle. Bedauerlich oder vielmehr makaber! Schließlich ist Weihnachten von seinem Ursprung her kein bürgerliches Event, sondern eine heilsame Provokation und eine Verheißung, die es in sich hat. Wenn wir die Geburt Jesu feiern, feiern wir damit auch Gottes Menschenfreundlichkeit, die mit Jesus zur Welt gekommen ist und die auch in uns zur Welt kommen möchte. Denn das bedeutet es schließlich auch, wenn die Kirchenväter davon sprechen, dass Jesus Christus in unserem Herzen Herberge finden will. Ganz unmissverständlich macht er uns klar: es gibt keinen anderen Weg zu Gott außer durch ihn; und das heißt auch: außer durch unsere Bereitschaft, ihn in den Armen und Bedürftigen dieser unserer Welt zu erkennen und ihnen zu dienen. „Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt 25, 35).

Ich freue mich, dass das auch in unserem Bistum schon gut verstanden und vielfältig umgesetzt wird. So leistet zum Beispiel der Migrationsdienst unserer Caritas eine enorme Hilfe. Und auch die vor fast einem Jahr von uns gegründete Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt hat erfreulicherweise ein großes Echo gefunden. Darüber hinaus weiß ich von zahlreichen Initiativen in unseren Pfarreien oder von Einzelnen, Asylsuchende bei Behördengängen zu unterstützen, ihnen zu helfen, deutsch zu lernen oder auf andere Weise persönliche Kontakte zu ihnen zu pflegen. Ich bin sehr dankbar für solche Zeichen des Willkommens, durch die aus Fremden tatsächlich unsere Brüder und Schwestern werden. Und ich möchte Sie alle dazu ermutigen, nach Ihren Kräften und Möglichkeiten sich mit für jene einzusetzen, die als Flüchtlinge an unsere Tür klopfen: sei es, dass Sie die Möglichkeit haben, auf unsere Politik Einfluss zu nehmen, sei es, dass Sie Organisationen unterstützen, die im Bereich der Migrationsdienste tätig sind, sei es, dass Sie mit anderen darüber nachdenken, was sich vor Ort tun lässt, sei es, dass Sie sich ganz konkret einem Menschen zuwenden, der nach Vertreibung und Flucht eine neue Heimat und Geborgenheit sucht.

„Wir alle“ – so hat es ein Jesuitenpater (F. Pflüger SJ) formuliert – „sind zur Geschwisterlichkeit und Gemeinschaft berufen. Es ist eine Aufgabe, gerade für Gemeinden, die so einfach sein kann – wenn wir nur diejenigen, die zu uns kommen, als unsere Schwestern, als unsere Brüder betrachten. Dann schmilzt das Misstrauen, dann können wir

sie herzlich willkommen heißen“. Dann könnte das Lied von der Herbergssuche auch so enden: „Ja, so kommt doch rein! Unser Haus steht euch offen. Wir teilen mit euch, was wir haben und was wir können“. So könnte Jesus Christus dann wirklich bei uns ankommen. So könnte es dann wirklich Weihnachten werden.

¹ Über die Psalmen 46,10; zit. von Adalbert Keller.

² J. Augstein, Spiegel online vom 27.11.2014 (es handelt sich übrigens um Bad Schandau).

Aller Welt erschienen

Predigt zu Epiphanie 2015

Kein Stammesgott

In den letzten Wochen hört man montags wieder den Ruf „Wir sind das Volk!“ Anders als vor 25 Jahren ist das aber nicht ein Ruf nach Freiheit und demokratischer Mitbestimmung, nicht der Ausdruck dafür, selbst Verantwortung für die Gesellschaft übernehmen zu wollen. „Wir sind das Volk!“ bedeutet hier: „Ihr gehört nicht zu uns! Wir wollen euch nicht, weil ihr eine andere Religion, eine andere Kultur, eine andere Hautfarbe habt!“ Nach außen hin erklären die Anhänger solcher Parolen, dass es ihnen darum gehe, das jüdisch-christliche Abendland zu verteidigen. Dahinter stehen aber letztlich nichts anderes als Vorurteile und Angst: Angst, „überfremdet“ zu werden, Angst vor der Zukunft und die Angst, selbst zu kurz zu kommen.

Nun ist es sicher klug, hinzuhören, was die Menschen bewegt und ihnen Sorgen bereitet. Als Kirche ist es aber vor allem auch unsere Aufgabe, laut und deutlich zu sagen, dass Parolen dieser Art mit der jüdisch-christlichen Überlieferung nicht vereinbar sind. Sie verletzen genau das, was angeblich gerettet werden soll: eine Kultur, in der Nächstenliebe, Respekt und Schutz von Fremden einen zentralen Stellenwert haben. Sie verkennen, dass der Gott Israels und der Gott Jesu Christi kein Stammesgott oder Nationalmythos ist. Er ist vielmehr aller Welt erschienen.

Schon das alte Israel ist immer tiefer zu dieser Wahrheit geführt worden. So sehr es sich als das auserwählte Volk verstanden hat, so sehr ist ihm auch bewusst geworden, dass dieser Gott ein Gott für alle Menschen ist. „Ich mache dich zum Licht für die Völker, damit mein Heil bis ans Ende der Erde reicht“ (Jes 49, 6). In dieser Verheißung aus dem zweiten Gottesknechtslied bei Jesaja hat schon Israel

seine Berufung erkannt. Für uns Christen hat sich diese Berufung in Jesus Christus vollendet. In ihm zeigt sich einmalig und unwiderruflich, was Gott mit uns Menschen vorhat: Er will, dass alle Menschen ohne Unterschied gerettet werden, dass sie einbezogen sind in das große Fest der Liebe. So schreibt auch Papst Benedikt: „Weil aber Gott alle Völker in Christus zu sich rufen und ihnen die Fülle seiner Offenbarung und seiner Liebe mitteilen will, hört er nicht auf, sich auf vielfältige Weise gegenwärtig zu machen“ (Dominus Jesus 8).

Weite statt Enge: ein Markenzeichen des Christentums

Am heutigen Festtag wird uns dies wieder eindrücklich vor Augen geführt. Gott hat die Sterndeuter aus dem Osten offenbar so berührt, dass sie aufgebrochen sind, um das neugeborene Kind zu suchen. In ihm haben sie die ganze Fülle Gottes erkannt.

Das will der Evangelist Matthäus seiner judenchristlichen Gemeinde vor Augen führen. Gott spricht zu allen Menschen und lädt sie ein, ihn zu suchen und zu finden. Alle haben „an derselben Verheißung in Christus Jesus teil“, wie wir vorhin in der Lesung aus dem Epheserbrief gehört haben (Eph 3,6).

Von Anfang an geht es also darum, den Kreis derer, die zu Christus gehören, nicht zu eng zu ziehen. Im Gegenteil: „Nicht Enge ist das Markenzeichen <des Christentums>, sondern Weite“ (Ulrich Behlau). Das heißt aber nicht, dass das immer selbstverständlich war und ist. Es gibt Untersuchungen, in denen man herausgefunden hat, dass gerade auch Christen – und darunter sogar vor allem katholische Christen! – dazu neigen, misstrauisch auf Fremde zu schauen und sich von ihnen abzugrenzen.

So heißt es in einer Geschichte, dass ein Afroamerikaner einmal wünschte, in eine New Yorker Gemeinde aufgenommen zu werden. Der Pfarrer war reserviert. „Tja“, sagte er schließlich, „ich bin nicht sicher, Mr. Jones, ob es unseren Gemeindegliedern recht wäre. Ich schlage vor, Sie gehen erst einmal wieder nach Hause und beten und warten ab, was Ihnen der Allmächtige dazu zu sagen hat.“ Einige Tage später kam Mr. Jones wieder. „Ich habe Ihren Rat befolgt“, sagte er zum Pfarrer. „Ich sprach mit Gott über die Sache, und er antwortete mir: ‘Mr. Jones, sagte er, bedenke, dass es sich um eine sehr exklusive Kirchengemeinde handelt. Du wirst wahrscheinlich nicht hineinkommen. Ich selbst versuche es schon seit vielen Jahren, und bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen’“ (W. Hoffsummer).

Und wie sieht das bei uns aus, liebe Schwestern und Brüder? Wie

sieht das zum Beispiel ganz konkret in der Kathedralpfarre St. Sebastian aus? Gelingt es Gott hier – um mit den Worten dieser Geschichte zu sprechen – hineinzukommen? Gelingt es ihm, in Gestalt von Menschen hineinzukommen, die weder deutsch noch „magdeburgisch“ und erst recht keine angestammten „Sebastianer“ sind?

In der Jahresschlussandacht habe ich vom Dompropst eine eindrückliche Statistik gehört: von den rund 4000 Mitgliedern der Pfarrei sind 1000 im Lauf ihres Lebens zugewandert, und zwar aus 63 verschiedenen Nationen dieser Erde! Das muss man sich einmal auf der Zunge zergehen lassen! Allein unsere Kathedralpfarre spiegelt demnach im Grunde wieder, wie sehr die Kirche von Anfang an international war, wie sehr diese Weite tatsächlich ihr Markenzeichen ist. Das gehört zum Fundament unseres Glaubens. Es geht um einen Gott, der sich weder auf ein Volk, noch auf eine Kultur noch auf bestimmte religiöse Traditionen festlegen lässt, einen Gott, der sich von Anfang an als jemand offenbart hat, der gerade auch um die Fremden wirbt.

Dialog mit anderen Religionen

Was bedeutet das nun aber für unser Verhältnis zu anderen Religionen? Der Ruf „Wir sind das Volk!“ hängt ja vor allem mit der Angst zusammen, vom Islam „überfremdet“ zu werden.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat uns hier einige Wegmarken an die Hand gegeben. In der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen (Nostra aetate 2) heißt es zum Beispiel: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selbst für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet“. Diese grundlegende Wertschätzung ist das Fundament eines echten interreligiösen Dialogs. Zu diesem Dialog gehört die Bereitschaft, einander kennenzulernen und gegenseitige Vorurteile abzubauen. Zu diesem Dialog gehört es auch, miteinander danach zu suchen, wie wir unsere Gesellschaft so gestalten können, dass Menschen in Frieden und Freiheit leben können.

Für uns Christen gehört zum Dialog mit nichtchristlichen Religionen aber auch die Eindeutigkeit unseres Glaubens. Christus ist für uns nicht ein Religionsstifter unter anderen. Er ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6) für alle Menschen. In ihm ist Gott allen Menschen erschienen. Diese unsere Überzeugung will andere nicht

vereinnahmen, sondern ihnen eine Hoffnung anbieten, die alles übersteigt, was sie kennen. Gerade weil wir davon überzeugt sind, dass Gott ein Gott aller Völker ist, ist es unsere Aufgabe, dieses universale Heilsangebot immer wieder ins Gespräch zu bringen. Recht verstanden macht gerade dies unsere missionarische Berufung aus. Andere in ihrer Freiheit und Eigenständigkeit zu respektieren, muss nicht heißen, die eigene Wahrheit zu verschweigen – und umgekehrt: Die christliche Gottesvorstellung und Weltdeutung als richtig anzusehen und zu lieben, muss nicht bedeuten, andere Wege zu verachten und zu hasen.

Liebe Schwestern und Brüder, wir feiern heute das Fest der Erscheinung des Herrn. Gott ist in Jesus aller Welt erschienen. Niemand kann seitdem für sich beanspruchen, sein einziges Volk zu sein. Öffnen wir uns dieser Weite Gottes und öffnen wir uns so denen, die zu uns kommen. Feiern wir miteinander das Fest des Lebens und teilen wir miteinander den Reichtum, den Gott uns jeweils geschenkt hat.



Der Caritasverband für das Bistum Magdeburg hat eine „Orientierungshilfe für die Flüchtlingssozialarbeit“ zusammengestellt und Anfang 2015 veröffentlicht. Bischof Gerhard Feige stellte das Heft bei einem Pressegespräch vor.

Im Fremden Christus erkennen: ein Zeichen der Zeit

Brief zur österlichen Bußzeit 2015

Liebe Schwestern und Brüder, da ist eine afrikanische Mutter neu in unserer Region und macht – wie von ihr kürzlich im MDR-Fernsehen zu hören war – die Erfahrung, dass sie in einer unserer Gemeinden Sonntag für Sonntag am Gottesdienst teilnimmt, ohne dass jemand sie anspricht. Erst als sie nach einiger Zeit selbst auf den Pfarrer zugeht und fragt, ob sich denn niemand für sie und ihre Kinder interessiere, findet sie Anschluss und herzliche Kontakte. Da hat andererseits ein aus Eritrea geflohener junger Mann im Umfeld unserer Kathedrale in Magdeburg Menschen gefunden, die ihm helfen sich einzuleben. Auf der Heimfahrt ins Asylantenheim jedoch wird er neulich von Jugendlichen in der Straßenbahn geschlagen, reißt man ihm die Kette mit dem Kreuz vom Hals. Da erzählt schließlich ein 12-jähriger Schüler aus Dresden vor ein paar Wochen weinend seinem Vater: „Auf einmal sind alle in meiner Klasse gegen mich, weil ich Muslim bin“. Und seine Eltern erlauben ihm nicht mehr, dass er montagabends das Haus verlässt.

Solche oder ähnliche Schicksale erleben Menschen, die oft unter großen Strapazen und Gefahren aus anderen Ländern zu uns kommen. Über 50 Millionen sollen derzeit wegen Krieg und Menschenrechtsverletzungen auf der Flucht sein, davon bis zu zehn Millionen Kinder. Regelmäßig hören wir von ihren dramatischen Schicksalen. Erst jüngst haben wieder hunderte von Flüchtlingen im Mittelmeer ihr Leben verloren. Doch selbst, wenn sie es schaffen, nach Europa zu gelangen, sind sie noch längst nicht in Sicherheit. Oftmals schlagen ihnen Misstrauen und Ablehnung entgegen; gelegentlich kommt es sogar zu gewalttätigen Übergriffen. Obwohl in unseren östlichen Bundesländern bisher nur wenige Ausländer leben – in Sachsen-Anhalt handelt es sich lediglich um 1,9 Prozent der Bevölkerung – sind Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit gerade hier in einem erschreckenden Ausmaß verbreitet. Besonders markant und beschämend kommt das seit einigen Wochen bei bestimmten Demonstrationen zum Ausdruck. Wenn auch die menschenverachtenden Taten islamistischer Terroristen aufs Schärfste zu verurteilen sind, rechtfertigt das jedoch nicht, Muslime generell zu verdächtigen und auszugrenzen.

„Ich war fremd und obdachlos...“

Angesichts all solcher Vorkommnisse, Entwicklungen und Tendenzen wird immer deutlicher, dass das Thema Migration zu einer der bedrängendsten politischen und sozialen Herausforderungen geworden ist. Wie wir mit Flüchtlingen und Fremden umgehen, zeigt, welcher Geist in unserer Gesellschaft herrscht, und entscheidet zugleich auch über unsere Zukunft. Hier sind wir als Kirche besonders gefragt. Als eine Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern aus allen Völkern und Nationen gehört es immer schon zu den Grunddiensten der Kirche, Anwältin für Migration und Integration zu sein. Die aktuelle Flüchtlingsproblematik ist dabei geradezu ein „Zeichen der Zeit“, das uns drängt, sehr konkret Position zu beziehen.

Die Grundlage, auf der wir das tun, ist unser Gottes- und Menschenbild. „Unter den Geboten Gottes gibt es wenige, die dem Schutzgebot gegenüber Fremden und Flüchtlingen an Gewicht und Eindeutigkeit gleichkommen.“⁴¹ So heißt es zum Beispiel schon im Buch Levitikus (19,33f): „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott“. Aufforderungen dieser Art ziehen sich wie ein roter Faden durch das ganze Alte Testament und werden im Neuen Testament noch verstärkt. Eine solche Gesinnung kommt zum Beispiel auch im Gleichnis vom barmherzigen Samariter zum Ausdruck. Die Liebe zum Nächsten überwindet alle Grenzen von Herkunft, Religion und Kultur. Und im Pfingstbericht erfahren wir, wie es der Geist Gottes den unterschiedlichsten Völkern ermöglicht, zu einer Einheit in Vielfalt zusammenzuwachsen (vgl. Apg 2,1-14).

Als Kirche sind wir damit von Anfang an eine internationale Gemeinschaft von Weltbürgern und kein kleinkariertem Verein von „Nationaltümmlern“ oder „Hinterwäldlern“, die sich nur im eigenen Milieu wohlfühlen und darin verbarrikadieren. Wie sehr das auch uns betrifft, spiegelt sich in mancher Statistik wider. So sind zum Beispiel in unserer Kathedralpfarre von den rund 4000 Mitgliedern etwa 1000 nicht hier geboren, sondern zugewandert, und zwar aus 63 verschiedenen Nationen. Wenn die ethnische Vielfalt auch nicht in allen unseren Pfarreien so groß ist, sollten wir doch überall solche Veränderungen noch bewusster wahrnehmen und kreativ darauf reagieren. Ich bin davon überzeugt, dass dies uns einiges abverlangt, insgesamt aber letztlich gut tun wird.

In den Flüchtlingen wie auch in den anderen Ausländern um uns herum begegnet uns Christus selbst. Er ist der Gast, der um Aufnahme bittet. So konkret und real heißt es am Ende des Matthäusevangeliums (25,34f.) auch: „Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, und nehmt das Reich in Besitz.... Denn ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen.“ Von daher wird Christus uns am Ende unseres Lebens bestimmt nicht fragen: „Habt Ihr euch auch genügend um euch selbst gekümmert und erfolgreich das Abendland verteidigt?“ Seine Frage wird vielmehr lauten: „Was habt Ihr meinen Schwestern und Brüdern getan, die aus Not und Bedrängnis zu Euch geflüchtet sind?“ Liebe Schwestern und Brüder, ich weiß darum, dass sich viele in unserem Bistum schon für Flüchtlinge einsetzen und auch um andere Ausländer sorgen. Doch das ist noch nicht überall selbstverständlich. Vielerorts gibt es Ängste und Vorurteile, fehlt es noch an gemeinsamen Erfahrungen mit Menschen unterschiedlicher Herkunft. Was können Sie also tun, wenn Sie sich als Einzelne, als Gruppe, als Gemeinde oder als Pfarrei im Sinne Jesu engagieren möchten?

Informieren

Das erste ist, sich entsprechendes Wissen zu verschaffen. Viele Vorbehalte können allein schon dadurch überwunden werden, dass man zum Beispiel das Schicksal der Fremden genauer kennt: woher sie kommen, wie die Situation in ihrem Land ist, warum sie geflüchtet sind. Um ihnen gerecht zu werden, ist es dann auch wichtig, sich über die gesetzlichen Grundlagen zu informieren, die für die einzelnen



Im Interkulturellen Zentrum des Caritasverbandes in Magdeburg informierte sich der Bischof über das Leben der Flüchtlinge und die Arbeit der Einrichtung.

Flüchtlinge in ihrer jeweiligen Situation zutreffen, denn „Flüchtling ist nicht gleich Flüchtling“². Aufklärung und Differenzierung sind notwendig, um irrationalen Ängsten und gängigen Stammtischparolen etwas entgegenhalten zu können. Ist doch zum Beispiel immer wieder auch zu hören, dass Flüchtlinge lieber arbeiten gehen sollten, als Sozialleistungen in Empfang zu nehmen. Dass viele aber gar nicht arbeiten dürfen, ist hierzulande offenbar nur wenigen bewusst. Darüber hinaus werden Asylbewerber derzeit auch keine Sprachkurse bezahlt, so dass sie auf Ehrenamtliche angewiesen sind, die ihnen helfen, Deutsch zu lernen. Manche Gemeinden oder Einzelne würden sich gern für Flüchtlinge engagieren, doch fehlt es oft einfach auch an Wissen, wohin man sich wenden kann, wenn man konkret helfen möchte. Eine gute Informationsgrundlage bietet dafür die „Orientierungshilfe für die Flüchtlingssozialarbeit“, die der Diözesan-caritasverband im Bistum Magdeburg kürzlich herausgegeben hat.

Sensibilisieren

Wichtig ist aber auch, dass wir ein noch tieferes Gespür für die Würde der Menschen entwickeln, die sich zunächst als Fremde bei uns aufhalten. Egal, woher sie kommen, egal, warum sie geflüchtet sind, egal, welchen rechtlichen Status sie haben: sie sind zuallererst einmal Menschen und Ebenbilder Gottes. Darum halte ich zum Beispiel eine Politik für fragwürdig, die die Zuwanderung vor allem nach „Nützlichkeit“ regeln will. Konkret heißt das: Wer von seiner Qualifikation her gebraucht wird, darf bleiben, andere nicht. Ebenso halte ich es für entwürdigend, wenn manche unterschwellig zwischen „guten“ und „schlechten“ Asylsuchenden unterscheiden. Als „Gute“ werden die verstanden, die politisch oder religiös verfolgt werden, als „Schlechte“ hingegen die, die man als sogenannte „Wirtschaftsflüchtlinge“ abtut, richtiger aber als „Armutsfüchtlinge“ bezeichnen sollte. Wer kann es Menschen, die in notvollen Verhältnissen leben, eigentlich verdenken, wenn sie sich – von den Medien weltweit über den Luxus anderswo in Kenntnis gesetzt – eines Tages auf den Weg machen, um dort vielleicht ein besseres Leben zu finden? Sind nicht Millionen von Menschen in unserem Land selbst die Nachfahren von Zugewanderten, Vertriebenen und Flüchtlingen, die hier für sich eine neue Heimat und eine bessere Zukunft gesucht haben? Und wären, wenn man nach 1989 in Ostdeutschland nicht bald die D-Mark eingeführt hätte, nicht viele DDR-Bürger ebenfalls zu „Wirtschaftsflüchtlingen“ geworden? Sicher, vieles muss staatlicherseits noch besser geregelt werden. Uns

aber sollte es zunächst einmal vor allem darum gehen, in denen, die zu uns kommen, die Mitmenschen zu sehen – mit ihren Nöten und Schicksalen, aber auch mit ihren Träumen und Hoffnungen.

Animieren

Und schließlich gehört dazu auch, einander zu ermutigen, etwas für die Flüchtlinge unter uns zu tun. So brauchen diese zum Beispiel Menschen, die ihnen helfen, sich beim Gang zu Ämtern oder beim Abfassen von Schreiben zurechtzufinden. Sie brauchen Menschen, die mit ihnen die deutsche Sprache üben oder ihre Kinder betreuen. Sie brauchen aber auch Menschen, die sich einfach für sie interessieren und mit ihnen etwas unternehmen. Ich bin sicher, dass Sie als Gemeinde oder als Einzelne, wenn Sie sich erst einmal innerlich darauf einlassen, herausfinden können, was die anderen brauchen und was Ihnen selbst möglich ist. In einem französischen Ort hat zum Beispiel eine Frau ganz einfach, weil es im nahegelegenen Aufnahmelager keinen Strom gab, täglich die Handys von Flüchtlingen aufgeladen, damit diese die Verbindung zu ihren Familien halten konnten.

Liebe Schwestern und Brüder, ob Sie nun einfach zu Fremden Kontakte knüpfen, mit ihnen Sprachpatenschaften eingehen, ihnen bei Behördengängen behilflich sind oder sie mit in den Gottesdienst nehmen, ob Sie Ausländern – Christen wie Nichtchristen – helfen, bei uns heimischer zu werden, ob Sie für unsere „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“ spenden oder sich auf den verschiedenen Ebenen in der Zuwanderungspolitik engagieren: immer geht es darum, im anderen den Menschen zu sehen – ja, in ihm letztlich Jesus Christus zu erkennen. Ich bitte Sie deshalb herzlich: lassen Sie sich auf das Schicksal der Flüchtlinge in unserem Land ein. Informieren Sie sich über die Möglichkeiten des Engagements und helfen Sie ihnen. Sie reagieren damit auf ein „Zeichen der Zeit“ und tragen zum sozialen Frieden in unserer Gesellschaft bei. Gehen Sie mit den ermutigenden Erfahrungen, die Sie dabei machen, auch ruhig in die Öffentlichkeit – als Gegengewicht zu all den negativen Schlagzeilen, von denen zur Zeit die Rede ist. Dem Herzen Gottes stehen Flüchtlinge und Fremde besonders nahe – lassen wir sie auch unseren Herzen näherkommen. Öffnen wir uns der Weite und Großzügigkeit Gottes. Teilen wir miteinander den Reichtum, den er uns jeweils geschenkt hat.

¹ ... „und der Fremdling, der in deinen Toren ist.“ *Gemeinsames Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht*, Bonn 1997, 45.

² *Orientierungshilfe für Flüchtlingssozialarbeit*, Diözesancaritasverband Magdeburg, Oktober 2014.

Zur Überreichung der „Goldenen Taube“ an den refugium e.V.

Laudatio am 26. September 2014

Sehr geehrte Damen und Herren, ich freue mich, dass so viele zu dieser Preisverleihung gekommen sind und grüße Sie alle ganz herzlich, vor allem Euch, liebe Jugendliche, die Ihr nach Deutschland gekommen seid! Euch gilt mein besonderer Gruß!

Es ist mir eine große Freude, heute bei Ihnen zu sein, wenn die Goldene Taube von Wittenberg aus nun zum Verein refugium weiterfliegt! Das Thema Migration liegt mir seit Jahren am Herzen. Ja, ich halte es für eine der größten und wichtigsten Herausforderungen unserer Gesellschaft. Am Umgang mit Flüchtlingen und Fremden entscheidet sich, auf welchen Fundamenten wir diese unsere Gesellschaft bauen. Umso mehr freue ich mich, dass heute ein Verein geehrt wird, dessen Arbeit in der Regel nicht zu den Themen gehört, die die Öffentlichkeit mobilisieren – obwohl wir tagtäglich mit Bildern und Berichten von Menschen konfrontiert werden, die auf der Flucht sind.

Auf Schiffen und Booten, zusammengepfercht in Lastwagen oder Eisenbahnwaggonen, auf Pferdewagen oder zu Fuß: solche Aufnahmen von Menschen auf der Flucht erscheinen regelmäßig auf unseren Bildschirmen. Über 50 Millionen Menschen sollen derzeit aufgrund von Kriegen und Menschenrechtsverletzungen auf der Flucht sein, bis zu zehn Millionen davon sind Kinder. Besonders dramatisch ist die Situation für diejenigen unter ihnen, die allein und ohne elterlichen Schutz aus ihren Heimatländern fliehen müssen und in ein Land verschlagen werden, dessen Sprache und Kultur ihnen fremd ist. Allein im Jahr 2013 sind in Deutschland nach Angaben des Bundesfachverbandes Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge über 5000 Kinder und Jugendliche in Obhut genommen worden. Sie brauchen in besonderer Weise Schutz und Begleitung.

Seit siebzehn Jahren stellt sich der refugium e.V. dieser Herausforderung. Als korporatives Mitglied des Diözesan-Caritasverbandes vertritt er die Interessen der Kinder und Jugendlichen, die ohne elterlichen Schutz zu uns geflüchtet sind. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt darauf, die Vormundschaft für sie zu übernehmen, nachdem sie eine erste Grundversorgung in der sogenannten Clearingstelle der Caritas-Trägersgesellschaft St. Mauritius erfahren haben. Darauf aufbauend

ist es die zentrale Aufgabe des Vereins, den aufenthaltsrechtlichen Status der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge zu klären. Diese Vereinsvormundschaft hat einige Vorteile gegenüber einer Amtsvormundschaft. Vor allem kann auf das einzelne Kind beziehungsweise den einzelnen Jugendlichen in einem Maß eingegangen werden, wie es einem Amtsvormund nicht möglich wäre. So kümmert sich refugium auch darum, seine Mündel sozialpädagogisch so zu begleiten, wie es den Einzelnen aufgrund ihrer Herkunft und ihrer Begabungen – aber auch aufgrund der traumatischen Erlebnisse ihrer Flucht – am besten entspricht.

In den siebzehn Jahren seit der Gründung konnte der Verein refugium 216 unbegleitete minderjährige Flüchtlinge aus 44 verschiedenen Ländern auf ihrem Weg ins Erwachsenenleben begleiten. Derzeit werden 28 Vormundschaften geführt, sieben weitere Anträge liegen bereits beim Amtsgericht vor. Und bis zum 31. August 2014 wurden bereits sechzehn neue Beschlüsse gefasst. Aufgrund der zahlreichen aktuellen Krisengebiete ist insgesamt ein deutlicher Anstieg zu verzeichnen; so wurden zum Beispiel bereits in den ersten vier Monaten dieses Jahres so viele Kinder und Jugendliche aufgenommen wie im gesamten Vorjahr; die Hälfte von ihnen stammt aus Syrien.

Aus 44 Ländern

Hinter diesen nüchternen Zahlen stehen Namen und Gesichter. Hinter diesen Zahlen stehen Schicksale und Geschichten, die in vielen Fällen sicher unsere Vorstellungskraft übersteigen. Hierzu zählen allein schon die Gründe, die Kinder zur Flucht veranlassen: sie fliehen zum Beispiel vor Kinderhandel, vor Zwangsprostitution oder Zwangsverheiratung, vor der Rekrutierung als Kindersoldaten; sie fliehen, weil sie gefoltert werden oder befürchten müssen, in Sippenhaft genommen zu werden; sie fliehen, weil sie auf der Suche nach ihren Familienangehörigen sind oder weil sie da, wo sie herkommen, keine Perspektive für sich sehen. In den meisten Fällen sind sie von Schleusern und Menschenhändlern abhängig und sind monatelang oder gar jahrelang auf der Flucht, oft unter dramatischen und traumatisierenden Umständen. Und wenn sie es schließlich geschafft haben, in Deutschland anzukommen, ist diese ihre Fluchterfahrung noch längst nicht zu Ende. So schreibt einer der Jugendlichen, der vom Verein refugium betreut wurde: „Ich bin mit 14 Jahren alleine und zu Fuß aus Afghanistan in Richtung Europa geflohen. Insgesamt hat es zwei Jahre gedauert, bis ich in Deutschland war. Wenn man in Deutschland an-

kommt, fühlt man sich wie in einer anderen Welt. Man denkt, man ist angekommen, aber das ist nicht so. Ich wünsche mir, dass ich mein Studium schaffe und eine uneingeschränkte Aufenthaltsgenehmigung bekomme.“

„Man denkt, man ist angekommen, aber das ist nicht so“. Hinter diesen Worten steht die Erfahrung, wie schwierig es ist, sich ohne Bezugspersonen in einem neuen Land zurechtfinden zu müssen. Da sind die Erlebnisse während der Flucht zu verarbeiten. Da sind neben der Sprache die sozialen und kulturellen Unterschiede. Da ist vor allem die rechtliche Unsicherheit, denen die unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge ausgesetzt sind. Denn nach wie vor geraten sie in das Spannungsfeld zwischen Kinder- und Jugendrecht und Ausländerrecht. Obwohl Deutschland inzwischen den Artikel 22 der UN-Kinderrechtskonvention ohne Vorbehalt ratifiziert hat, hat dies in der Praxis leider oft noch nicht die entsprechenden Folgen. Nach wie vor wird den unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen noch nicht das uneingeschränkte Kindeswohl gewährleistet. Sie sind deshalb gegenüber ihren deutschen Altersgenossen in vielen Bereichen schlechter gestellt. Da sie oftmals bewusst älter eingestuft werden als sie tatsächlich sind, wird ihnen keine Kinder- und Jugendhilfe gewährt, sondern sie werden ins Asylverfahren gedrängt. Dies wiederum hat gravierende Folgen für ihre Chance, in Deutschland bleiben zu können. Nach all dem, was die Kinder und Jugendlichen vor und während der Flucht erlebt haben, ist diese rechtliche Unsicherheit für sie besonders belastend.

Genuin kirchlicher Auftrag

Deshalb sieht der Verein refugium seine Verantwortung für seine Mündel auch darin, sich mit möglichst vielen Kooperationspartnern zu vernetzen, um eine gemeinsame politische Lobbyarbeit zu betreiben und um die Öffentlichkeit für die Rechte der Kinder und Jugendlichen zu sensibilisieren, die ohne elterlichen Schutz aus ihrer Heimat geflohen und zu uns gekommen sind. Denn gerade sie bedürfen einer besonderen und umfassenden Fürsorge im Sinne der UN-Kinderrechtskonvention. Es ist erfreulich, dass es in Sachsen-Anhalt einen landesweiten Beirat für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge gibt, der an das Sozialministerium angebunden ist, und unter dessen Federführung er im Oktober auch wieder tagen wird.

In alldem erfüllt der Verein refugium – als korporatives Mitglied des Diözesan-Caritasverbandes – einen genuin kirchlichen Auftrag. Denn „unter den Geboten Gottes gibt es wenige, die dem Schutz-

gebot gegenüber Fremden und Flüchtlingen an Gewicht und Eindeutigkeit gleichkommen“⁴¹. Dieses Gebot zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Alte Testament. So heißt es zum Beispiel im Buch Levitikus: „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott“ (Lev 19, 33f.).

Eine solche Einstellung ist in unserem Land alles andere als selbstverständlich. Obwohl der Ausländeranteil an der Gesamtbevölkerung nur 1,9 Prozent beträgt, stehen wir in Sachsen-Anhalt vor großen Herausforderungen. Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit sind in einem erschreckenden Ausmaß verbreitet – eine Tendenz, die zunimmt, wie in jüngster Zeit zu beobachten ist. Immer wieder kommt es zu Übergriffen extremistischer Gruppen und Einzelpersonen. Sie können nicht anders denn als Zeichen von geistiger Verirrung, von Rohheit und von fehlender Achtung vor dem Menschen gewertet werden. Intoleranz und Gewalt sind nicht vereinbar mit grundlegenden Werten des Zusammenlebens in unserer Gesellschaft.

Umso wichtiger ist es, dass es einen Verein wie refugium gibt, der sich gerade für diejenigen stark macht, die als Fremde in unserem Land besonders verletztlich und schutzbedürftig sind, dass es Menschen gibt, die ihre Kraft und ihre Zeit dafür einsetzen, dass aus Fremden Einheimische werden. Zu diesen Menschen gehören der Vorstand von refugium: Frau Schwenke, Herr Duc, Frau Nörenberg, Herr Reka und Frau Porst; dann Herr Bartnig, der hauptamtlich angestellt ist und die Vormundschaften führt; weiterhin Frau Schmidt von der Clearingstelle, und schließlich vor allem auch die zahlreichen Ehrenamtlichen, die die Arbeit von refugium nach ihren Möglichkeiten mit tragen und fördern. Sie alle stellen ihre jeweiligen Kräfte und Kompetenzen zur Verfügung und tragen so dazu bei, dass die jungen Menschen wieder Mut und Vertrauen finden können. Sie sorgen dafür, dass ein Klima der Wertschätzung und des Respekts in unserer Gesellschaft entstehen kann.

Mir ist aufgefallen, dass die Arbeit all dieser Beteiligten davon geprägt ist, den Kindern und Jugendlichen auf Augenhöhe zu begegnen. Sie sehen in ihnen nicht nur die Nehmenden oder die Schwachen, denen man helfen muss. Sie setzen vielmehr auch auf ihre Stärken und Begabungen und erkennen darin eine Bereicherung für sich selbst. Ein schönes Beispiel für diese Orientierung an den Ressourcen der Kinder und Jugendlichen ist ein Kreativworkshop, der von



Bundespräsident Joachim Gauck würdigte die Arbeit des Vereins am 12. Dezember 2014 mit einem Besuch in Magdeburg.

refugium organisiert wurde und im Oktober 2010 in Magdeburg stattgefunden hat. In Zusammenarbeit mit einem Kunsttherapeuten und einem Sozialpädagogen vom Jugendmigrationsdienst hatten die jungen Leute die Möglichkeit, ihre Flucht- und Alltagssituationen durch Malen und Plastizieren mit Ton auszudrücken und sich zugleich der Zukunft anzunähern. Dem Projekt „Zukunftsbilder“, das dabei herausgekommen ist, wurde vom Land Sachsen-Anhalt einer der Integrationspreise 2011 verliehen, und zwar der erste Preis in der Kategorie „Kultur und Weltoffenheit“. Die großflächigen Bilder und die Plastiken, die in diesem Projekt entstanden sind, zeigen, wie viel Kraft und wie viel Hoffnung in diesen jungen Menschen lebt, und dies trotz aller traumatischen Erfahrungen, die sie gemacht haben. Es ist deshalb sicher nicht zu hoch gegriffen, wenn man gerade solche Kinder und Jugendlichen als eine Art Botschafter sieht. Sie sind für uns alle Botschafter der Würde eines jeden Menschen, unabhängig von seiner Herkunft und von seinem Schicksal. „Wir haben alle verschiedene Sachen gemacht, die aber irgendwo immer dasselbe ausdrücken – das Streben nach Frieden, Glück und Liebe“, so beschreibt einer der jungen Männer seine Erfahrung auf dem Workshop. Und er fährt fort: „Dies sind alles Dinge, nach denen Deutsche auch streben. Wir möchten also die gleichen Dinge, werden aber nicht als die gleichen Menschen angesehen.“

Damit Menschen wie dieser junge Chinese erfahren können, dass sie in unserem Land dieselben Rechte und Möglichkeiten haben wie die

Gleichaltrigen hierzulande; dass sie als Menschen mit einer eigenen Würde angesehen werden, als Menschen, deren Potentiale für uns ein Geschenk und eine Bereicherung sind: dafür steht refugium nun seit siebzehn Jahren ein. Siebzehn Jahre, in denen vieles gelungen ist, in denen 216 junge Menschen auf ihrem Weg ins Erwachsenenleben begleitet werden konnten, in denen politische und gesellschaftliche Entscheidungsträger für ihre Rechte sensibilisiert werden konnten, siebzehn Jahre aber auch, in denen so manche Rückschläge zu verzeichnen sind, in denen manches vergeblich erschien.

Heute fliegt nun die „Goldene Taube“ von der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt zum Verein refugium, von einer evangelischen Initiative zu einer katholischen. Das ist auch eine sehr schöne ökumenische Geste. Sie zeigt, dass wir uns im Lande Luthers doch gegenseitig im Blick haben, und dass es immer wieder Anliegen gibt, die uns verbinden. Ich freue mich, dass die Junge Akademie für ihre „Kinderrechte-Entdeckertouren“ diesen Preis bekommen hat – und ich freue mich, dass Sie sich bei der Suche nach einem würdigen „Landeplatz“ der Taube nun für den Verein refugium entschieden haben! Sie beide stehen damit in einer Reihe mit vielen namhaften Preisträgern.

Mit der „Goldenen Taube“ wird nun das jahrelange Engagement des Vereins refugium für die Menschenrechte gewürdigt. Sie will damit auch denen Mut machen, die jeden Tag neu im Kampf mit Behörden und Gesetzesvorlagen die Mühen der Ebene auf sich nehmen. So freue ich mich sehr, dass Sie alle, die Sie sich seit siebzehn Jahren gegen alle Widerstände für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge einsetzen, heute in dieser Weise geehrt und bestätigt werden! Als kirchliche Einrichtung nehmen Sie ein Wächteramt wahr, das für unsere Gesellschaft unverzichtbar ist. Sie treten für die Menschenwürde und die daraus folgenden Rechte für alle Menschen ein. Sie werden dabei nicht müde, an der Gestaltung politischer Rahmenbedingungen mitzuwirken, damit diese Rechte tatsächlich in die Praxis umgesetzt werden. Mit all Ihrem Engagement stellen Sie uns vor Augen, wie es aussehen kann, wenn wir in jedem Menschen tatsächlich den Bruder oder die Schwester sehen lernen. Ich danke Ihnen von Herzen für dieses Engagement und wünsche Ihnen weiterhin eine „leidenschaftliche Gelassenheit“ angesichts der oft harten gesellschaftlichen und politischen Fakten und Tendenzen. Möge Sie die Begegnung mit den Kindern und Jugendlichen immer wieder auch stärken und Ihnen zum Geschenk und zur Bereicherung werden!

¹ ... „und der Fremdling, der in deinen Toren ist.“ *Gemeinsames Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht, Bonn 1997, Nr. 98.*

25 Jahre „Mauerfall“

Predigt zum Ökumenischen Gottesdienst
am 9. November 2014 in Helmstedt

Gott hat ein Zeichen gesetzt

Wer macht Geschichte? Sind es die sogenannten Großen und Machthaber dieser Welt: die Kaiser und Könige, Politiker und Militärs, Konzernchefs und Banker, Oligarchen und Mafiabosse? Oder sind es die Unruhestifter: die Kritiker und Träumer, die Idealisten und Propheten, die Widerstandskämpfer und Revolutionäre? Oder sind es ganz einfach die breiten Volksmassen? Noch grundsätzlicher gefragt: Machen *wir* die Geschichte oder sind wir ihr nur hilflos ausgeliefert? Bestimmen vielleicht Gestirne unser Leben oder irgendeine Vorsehung, ein göttlicher Dramaturg, der uns als Marionetten tanzen lässt? Ergibt sich Geschichte aus berechenbaren und vielleicht sogar gesetzmäßigen Prozessen, oder ist sie eher das Ergebnis blinden Zufalls? Angesichts der dramatischen Ereignisse vor 25 Jahren stellen sich diese Fragen noch konkreter. Wer hat die friedliche Revolution von 1989 gemacht? Welche Kräfte brachten die Mauer zum Einsturz? War dies nur die logische Folge einer Entwicklung, oder kam alles völlig überraschend?

Sicher haben die politische Großwetterlage und der Niedergang sozialistischer Misswirtschaft eine Rolle gespielt. Sicher haben einige Staatsmänner und Kirchenführer entscheidend dazu beigetragen. Sicher ist diese Entwicklung auch den mutigen Bürgerrechtlern und friedlichen Demonstranten, den Botschaftsbesetzern und Flüchtlingen sowie den resignierenden oder einsichtigen Sicherheitskräften zu verdanken. Sicher war das Maß voll und die Zeit reif.

Und doch hatten die wenigsten mit einer solchen Wende gerechnet. Voller Staunen trugen manche in jenen Tagen den uralten Psalm 126 auf den Lippen, in dem es heißt: „... da waren wir alle wie Träumende. Da war unser Mund voll Lachen und unsere Zunge voll Jubel. Da sagte man unter den anderen Völkern: Der Herr hat an ihnen Großes getan.“ Der Himmel schien die Erde berührt zu haben, und auf einmal klang das Magnifikat so wirklich wie schon lange nicht mehr: „Er erbarmt sich ... über alle, die ihn fürchten. ... er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind; er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen.“ Eine Ahnung tat sich auf, die vielen zur gläubigen Gewissheit wurde: Hier ist weder etwas Berechenbares noch

rein Zufälliges geschehen. Hier sind auch nicht nur allein Menschen am Werk gewesen; hier hat Gott selbst ein Zeichen gesetzt und unser Tun mit seiner Hilfe begleitet.

Inzwischen sind schon wieder 25 Jahre vergangen. Dramatische Entwicklungen liegen hinter uns, mit großartigen Erfolgen, aber auch maßlosen Enttäuschungen. Einerseits erfüllt viele immer noch Freude und Dankbarkeit, ist selbstverständlich zusammengewachsen, was willkürlich getrennt war, halten sich Solidarität und gegenseitiges Interesse; andererseits bleibt manches kritisch anzufragen, erscheint die „Freiheit grauer als der Traum von ihr“. Zweifellos gibt es zahlreiche Gewinner; doch ebenso sind viele zu Verlierern geworden. Und nach wie vor existieren Mauern in den Köpfen und Herzen der Menschen, gelingt es zwischen Ost und West nicht immer, sich wirklich zu verstehen oder verständlich zu machen.

Gleicht euch nicht dieser Welt an

Inmitten dieser spannungsreichen Erfahrungen hören wir Paulus im Römerbrief (12,2) sagen: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist, was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist.“ Was könnte das für uns – West- wie Ostdeutsche – angesichts unserer gemeinsamen Herausforderungen bedeuten?

Für uns Christen in der DDR galt es, sich nicht der herrschenden Ideologie des Marxismus-Leninismus anzupassen, also gegen den gesellschaftlichen Mainstream zu schwimmen und mehr oder weniger widerständig zu sein. Eine solche Herausforderung brachte sowohl Gefahren als auch Chancen mit sich. Viele hatten nicht die Kraft und den Mut, lange zu widerstehen; sie sind aus der Kirche ausgetreten oder haben sie lautlos verlassen. Andere haben dafür Nachteile auf sich genommen und sind dadurch in ihrem christlichen Glauben und ihrer Treue zur Kirche gewachsen.

Und wie ergeht es uns heutzutage? Zahlreiche Erfahrungen mit unserer modernen Gesellschaft legen den Eindruck nahe: In diktatorischen Zeiten kann es manchmal leichter sein, sich deutlich zu Jesus Christus und seiner Kirche zu bekennen. Schwieriger wird es da schon, wenn uns inmitten einer nicht mehr überschaubaren Meinungsvielfalt Gleichgültigkeit entgegenweht oder wir der Täuschung erliegen, es reiche für uns, nette und freundliche Menschen zu sein, sich eher mit der Welt zu arrangieren als ihr immer wieder auch den kritischen Spiegel des Evangeliums vor Augen zu halten.

Was rät uns nun Paulus, wenn er davon spricht, dass wir uns dieser Welt nicht angleichen sollen? Auf jeden Fall wohl nicht, sich abzukapseln und aus der Welt zu fliehen. Auch wenn unsere Heimat im Himmel ist, ist unser Platz doch in der Welt. Und wenn die Verhältnisse sich ändern, müssen auch wir uns umstellen. Dabei sollen wir uns aber eine kritische Distanz bewahren und immer wieder neu denken lernen, damit wir prüfen können, was dem Willen Gottes entspricht und was für uns Menschen heilsam ist. Darin haben wir auch eine Verantwortung für andere – nicht nur für uns selbst.

Wenn ich an meine Schulzeit denke, erinnere ich mich, dass mir zwar die Außenseiterrolle als Christ nicht immer gefallen hat, dass ich aber dennoch stolz darauf war, zu einer anderen Gemeinschaft zu gehören, der es wesentlich darum geht, Hoffnung und Zuversicht zu vermitteln. Und darin sind wir als Christen durchaus auch heute gefragt. Wir helfen keinem weiter, wenn wir uns verleugnen und unser Profil vom Gegenwind abschleifen lassen. Jesus spricht vom Sauerteig, vom Licht der Welt, vom Salz der Erde und von der Stadt auf dem Berge. Dazu sind wir berufen. Das ist unsere Sendung.

„Gleicht euch nicht dieser Welt an“, das bedeutet also: Redet nicht die Stammtischparolen nach, hängt euern Mantel nicht nach dem Wind, beugt euch nicht jeder Mehrheitsmeinung. Seid vielmehr widerständig! Ohne Zweifel brauchen wir als Christen Profil, sollten wir erkennbar und selbstbewusst auftreten, gewissermaßen – wie es im Italienischen heißt – „al dente“, „mit Biss“, aber nicht bissig, zwischen Weltvergötzung und Weltverachtung, zwischen Weltsucht und Weltflucht, als solche, die entschieden ihren Weg gehen. Wie aber ist dieser Weg positiv zu beschreiben und zu gestalten?

Freiheit muss gestaltet werden

„Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ In diesen Worten aus Psalm 66 kommt auch zum Ausdruck, was viele Christen vor 25 Jahren dachten, als die innerdeutsche Mauer gefallen war und die politischen Verhältnisse sich grundlegend veränderten. „Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ Als glaubende und getaufte Menschen sind wir – davon ist Paulus zutiefst überzeugt – grundsätzlich sogar von der Sünde (Röm 6,18-23), vom Gesetz (7,3f) und vom Tod (6,21) befreit. Wir sind wer! Gott hat uns nicht gnadenlos festgelegt oder eine Sklavenseele eingehaucht; wir sind keine Marionetten, sondern sein Ebenbild, zur Freiheit berufen und befähigt.

In Freiheit zu leben, ist aber nicht unbedingt einfach, birgt viele Risi-

ken in sich und erfordert immer wieder Verantwortungsbereitschaft, Mut und Elan. Freiheit muss gestaltet werden. Und da steht – was unsere jüngste Geschichte betrifft – gewissermaßen – wie Christian Führer es einmal formuliert hat – „der zweite Teil der Revolution“ noch aus. Neue Verhältnisse allein machen noch keinen neuen Menschen; denn niemand von uns ist nur – wie Marxisten behaupten – „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“. Es kommt darauf an, dass jede und jeder von uns sich wandelt und menschlicher wird. Dabei sollen gerade wir Christen, die – wie Paulus sagt – auf Jesu Tod getauft sind, um mit ihm aufzuerstehen, „als neue Menschen leben“ (vgl. Röm 6,3f).

Die Krise des Finanzmarktes hingegen hat gezeigt, wohin es führt, wenn Freiheit missbraucht wird, um nur noch den eigenen Vorteil zu verfolgen. Dann wird eine Gesellschaft gnadenlos und fördert eine „zügellose Profitgier“, die irgendwann zum Kollaps führt. Deshalb gilt es, sich verstärkt auf Werte zu besinnen, die lebensnotwendig zur Freiheit dazu gehören: die unbedingte Achtung vor der Würde jedes Menschen vom Embryo bis zum Sterbenden, Wahrheit und Gerechtigkeit, Verantwortung und Solidarität, der Schutz der Familie und die Besinnung auf das Gemeinwohl, ja auch Barmherzigkeit und Liebe. Wenn eine Gesellschaft solche Haltungen vernachlässigt, kann die Freiheit, die sie gewonnen hat, sich auch gegen sie richten.

Darum ist es für uns Christen wichtig, sich immer wieder öffentlich zu Wort zu melden, wo das Leben und die Würde von Menschen missachtet werden oder auf dem Spiel stehen: in Kriegs- und anderen Krisengebieten oder hierzulande, durch Mord, Vertreibung oder Diskriminierung, in der Forschung wie in der Medizin, unter ökonomischen Aspekten wie im alltäglichen Umgang miteinander, durch aggressives und gewalttätiges Verhalten bis hin zu fremdenfeindlichen und rechtsextremistischen Tendenzen und Übergriffen. Hierzu können und dürfen wir unmöglich schweigen. Zugleich sind wir aber auch herausgefordert, ganz praktisch zu handeln und Menschen in Not beizustehen. Anlässe dazu gibt es wahrhaftig genug. Wie viele Flüchtlinge bedürfen doch unserer Hilfe, wie viele andere aber bräuchten auch Zuwendung und Unterstützung!

25 Jahre nach dem Mauerfall haben wir allen Grund zum Danken. Gott hat ein Zeichen gesetzt. Das sollte uns immer noch zu denken geben. Wir sind zur Freiheit befreit worden. Gleichen wir uns nicht wieder dieser Welt an! Lassen wir uns auch von Enttäuschungen nicht lähmen! Stellen wir uns vielmehr mutig und hoffnungsvoll den Herausforderungen unserer Zeit! Gestalten wir das, was uns anvertraut

ist! Und tun wir das in ökumenischer Gesinnung! Wie auch immer sich unsere Verhältnisse entwickeln, entscheidend bleibt, dass wir uns auch unter neuen Bedingungen immer wieder bemühen, zu erkennen, was der Wille Gottes ist und wie wir ihm gerecht werden können. – Wer macht Geschichte? Wir garantiert nicht allein. Aber auf jeden Fall kommt es auch auf uns an.

Zum 25. Jahrestag des „Mauerfalls“

Interview zum 9. November 2014
auf der Internetseite des Bistums Magdeburg

Was bewegt Sie, Herr Bischof, wenn Sie an den Mauerfall zurückdenken?

Zunächst einmal die Erinnerung an die Zeit davor. Zwei Daten hatten sich mir besonders „eingebrannt“: der 13. August 1961, an dem die Mauer gebaut wurde, der sogenannte „antifaschistische Schutzwall“, der sich in Wirklichkeit gegen die eigene Bevölkerung richtete, und der 21. August 1968, an dem der „Prager Frühling“ durch die Truppen des Warschauer Paktes niedergewalzt wurde. Noch im Herbst 1989 hatte ich mir nicht vorstellen können, dass die DDR bald wie ein Kartenhaus zusammenbricht. Eher fürchtete ich, dass wieder einmal Panzer rollen, genauso wie gleichzeitig auf dem „Platz des himmlischen Friedens“ in Peking. Als aber dann alles doch völlig anders kam, ging es mir wie vielen anderen: Wir fühlten uns einfach wie „Träumende“ (vgl. Psalm 126) und brauchten erst einige Zeit, um an das Wunder zu glauben. Was bewegt mich heute? Vor allem Dankbarkeit! Je größer der Abstand zu dem wird, was ich fast 40 Jahre in der DDR miterlebt habe, umso ungläublicher, makabrer und lächerlicher erscheint mir vieles. Ich weiß aber auch darum, dass danach kein Paradies ausgebrochen ist und viele Probleme bewältigt werden mussten und müssen. Dennoch wünsche ich mir keinen einzigen Augenblick lang die sozialistische „Diktatur des Proletariates“ mit ihrem Versuch der „Zwangsbeglückung“, ihrer Scheindemokratie und ihrem Spitzelsystem zurück.

Sehr viel hat sich für die ostdeutsche Bevölkerung verändert. Auch die Katholiken im Bistum Magdeburg mussten sich umstellen. Worin zeigte sich das besonders?

Nach der friedlichen Revolution und der gesellschaftlichen Wende standen wir auf einmal einer grundsätzlich anderen Situation gegenüber. Neue Herausforderungen, Möglichkeiten und Probleme taten sich auf. Vor allem die ersten Jahre waren unheimlich spannend und abenteuerlich. Am Anfang hatten manche sogar die Erwartung, dass viele sich wieder dem Christentum und der Kirche zuwenden. Eine solche Entwicklung ist aber nicht eingetreten. Andererseits wurde Kirche ähnlich wie in der alten Bundesrepublik zu einer öffentlich bedeutsamen Größe. Viele Christen übernahmen politische und gesellschaftliche Ämter und gestalteten den Demokratisierungsprozess mit. Hatten wir Katholiken zu DDR-Zeiten fast wie in einer – heute würde man sagen – „Parallelgesellschaft“ gelebt, galt es nun, sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden und unserer Berufung und Sendung gerechter zu werden.

Wie hat die Magdeburger Ortskirche auf die Herausforderungen nach dem Mauerfall reagiert?

Im Verwaltungs- und Finanzbereich musste fast alles radikal umgestellt werden. Was das bedeutete, kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Im Laufe weniger Jahre war es dank der finanziellen Unterstützung durch die westlichen Bistümer und das Bonifatiuswerk in Paderborn möglich, unsere Gebäude – Kirchen, Pfarr- und Gemeindehäuser – umfassend zu sanieren und zu modernisieren. Neue seelsorgliche Aufgaben kamen hinzu: zum Beispiel bei der Bundeswehr, der Polizei, in Justizvollzugsanstalten, in Krankenhäusern. Einige soziale Einrichtungen wurden von der Caritas noch zusätzlich zu den schon vorhandenen übernommen.

Die Einführung des schulischen Religionsunterrichtes brachte viele Probleme mit sich; ohne die Mithilfe kirchlichen Personals wäre noch weniger zustande gekommen. Unabhängig davon hat mein Vorgänger – Bischof Leo Nowak – schon bald drei katholische Gymnasien (Magdeburg, Halle, Dessau) errichtet. Später kamen noch vier Grundschulen (Magdeburg, Halle, Oschersleben, Haldensleben) und eine Sekundarschule (Halle) hinzu.

1994 schließlich – und das war mit die bedeutendste Weichenstellung – ist aus dem zuvor Bischöflichen Amt Magdeburg, das territorial wenigstens bis dahin noch zum Erzbistum Paderborn gehört hatte, ein eigenständiges Bistum geworden. Dafür hatte auch die Mehrheit der Befragten plädiert; wohlgemerkt aber – das ist mir wichtig, zu betonen – nicht gegen Paderborn, sondern für Magdeburg.

Was haben die Katholiken der DDR in die deutsche Einheit eingebracht?

Vor allem – würde ich sagen – sich selbst mit ihren Erfahrungen und Prägungen. Die wenigsten von uns waren Helden, aber viele hatten sich und ihre Überzeugung doch nicht verkauft. „Wer in der Löwengrube sitzt“ – so lautete eine nüchterne Erkenntnis – „wird den Löwen nicht unbedingt am Schwanz ziehen“. Von daher sind viele ostdeutsche Katholiken sicher vorsichtiger, zurückhaltender und unselbständiger gewesen, als wenn sie in einer demokratischen Gesellschaft gelebt hätten. Zugleich brachten wir aber die Einsicht mit, dass jede Zeit sowohl Bewährungs- als auch Heilszeit ist und dass Kirche auch unter schwierigen Umständen existieren und segensreich wirken kann. Entscheidend ist freilich, dass man als Christ nicht einfach mitschwimmt, sondern bewusst seinen Glauben lebt und auch den Mut hat, dafür einzustehen. Kirche haben viele damals inmitten aller Bedrängnisse und Anfechtungen zudem oftmals als einen familiären Zufluchtsort erlebt, an dem es möglich war, sich freimütig auszutauschen, in seinem Gewissen ernst genommen und in seiner Würde bestärkt zu werden. Kirche in der DDR war – wie es Franz-Georg Friemel, ein ostdeutscher Pastoraltheologe, einmal formuliert hat – „eine Gegenwelt zum verordneten Sozialismus ... ein Schutzraum für das Menschliche“. Diese Erfahrung hat uns auch ein feines und kritisches Gespür für alles ideologische Gehabe mit auf den Weg gegeben. Auch im Christentum kann es ja vorkommen, dass manche – wie im Marxismus – die angeblich reine Lehre als geschlossenes System betrachten, dem sich alle nur ein- oder unterzuordnen haben. In Erinnerung an frühere Demonstrationen, Aufmärsche und Festivals betrachte ich manche christliche Großveranstaltung ebenso skeptisch. Auch die DDR war noch wenige Tage vor ihrem Untergang in der Lage, Massen zu begeistern. Das aber scheint nicht unbedingt immer etwas mit wirklicher Überzeugung oder einem tiefen Glauben zu tun zu haben. Neben diesen kritischen Vorbehalten möchte ich schließlich noch hervorheben, dass Ökumene für uns im Osten Deutschlands eine besondere Bedeutung hatte – und auch weiterhin hat. War es bis 1989 verstärkt der marxistisch-leninistische Druck, der uns Christen zusammenrücken ließ, drängt oder beflügelt uns heute die extreme Entkirchlichung in unserer Region zu größerer Nähe.

Mit der „extremen Entkirchlichung“ haben Sie ein Thema angesprochen, das viele bewegt. Vor einiger Zeit versah die Katholische Nachrichtenagentur das Ergebnis einer internationalen Studie aus Chicago mit dem Titel: „Gottes-

glaube in Ostdeutschland der geringste weltweit“. Können Sie diese Sicht mit Ihrer Erfahrung bestätigen?

Unsere Situation zu beschreiben und zu deuten, ist nicht einfach. Manche sprechen von einer „forcierten Säkularität“ oder von „ererbter Gottlosigkeit“, andere halten die meisten ehemaligen DDR-Bürger für „religiös unmusikalisch“, „religiös naturbelassen“ oder „gottlos glücklich“. Schillernder wird es noch, wenn der Erfurter Philosoph Eberhard Tiefensee formuliert: Ostdeutschland sei „so areligiös wie Bayern katholisch“. Auf jeden Fall ist es in unserer Region „normal“, keiner Kirche oder anderen Religion anzugehören. Das gilt von etwa 80 Prozent der Bevölkerung. Während – so habe ich es einmal gehört – Gott im Westen vielfach aus dem Herzen geschwunden sei, sei er im Osten auch aus dem Kopf entwichen. Die meisten hätten Gott nicht nur vergessen, sondern auch vergessen, dass sie ihn vergessen haben. Da ist etwas dran. Viele wissen schon mit dem Begriff „Gott“ nichts mehr anzufangen. Eine These besagt sogar, dass man im Osten stolz darauf sei, „rationaler“ und „fortschrittlicher“ als die Westdeutschen zu sein, und dass man sich dieses Charakteristikum der eigenen Identität nicht auch noch rauben lasse. Viele gestalten sich ihr Leben pragmatisch; Ethik scheint auch ohne Religion möglich zu sein; ein genereller Werteverfall ist nicht auszumachen. Andererseits sind Ostdeutsche nicht absolut ungläubig oder wirklich bekennende Atheisten. Es gibt durchaus Nachdenkliche und Suchende. Und Einzelne finden sogar zum Christentum und lassen sich – was vor 1989 fast nicht vorkam – taufen. Sich kirchlicherseits auf eine solche Befindlichkeit einzustellen, ist nicht leicht. Ich denke zum Beispiel an die Comboni-Missionare, die nach der Wende 10 Jahre bei uns waren und für sich bis zuletzt nicht herausgefunden haben, wie sie hier mit Erfolg missionieren können. Da braucht es eine große Offenheit und langen Atem, um unsere meist sympathischen nichtchristlichen Zeitgenossen besser zu verstehen und um zu begreifen, was es angesichts dieser Herausforderungen bedeutet, das Evangelium Jesu Christi glaubwürdig und lebensnah zu bezeugen.

Wird das von Ihren westlichen Mitbrüdern im Bischofsamt verstanden?

Ich glaube schon, dass die meisten, auch wenn sie in einem anderen Kontext leben, an uns interessiert sind. Das zeigt sich immer wieder. Wie mir aber bestimmte bayrische oder rheinländische Verhältnisse nicht völlig verständlich werden und rätselhaft bleiben, nehme ich an,

dass es ihnen umgekehrt ähnlich geht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand – und das betrifft nicht nur Bischöfe – ohne längere konkrete Erfahrungen ermessen kann, wie sich solche weltanschaulichen Umstände auf das Selbstverständnis der Kirche vor Ort, ihre gesellschaftliche Rolle und ihre ganz praktischen Vollzüge auswirken. Es gibt übrigens auch einzelne zugezogene Katholiken, die schon einige Zeit hier leben, sich aber dennoch aufgrund ihrer volksgemeinschaftlichen Vergangenheit nicht wirklich auf unsere Situation einlassen können oder wollen. Gelegentlich werden wir da auch mit eigenartigen Vorstellungen, Erwartungen oder Ansprüchen konfrontiert.

Ist die katholische Kirche in Deutschland zusammengewachsen?

Was die Bischofskonferenz betrifft, zweifellos. Da war es sogar bereits vor dem Beitritt der DDR zum Geltungsbereich des Grundgesetzes zur Vereinigung gekommen. Heute kann man sich dies schon gar nicht mehr anders vorstellen. Das meiste hat sich normalisiert. Wir Ostbischöfe gehören dazu und bringen uns auch entsprechend ein. Dankbar sind wir vor allem für jede Unterstützung, die uns seitdem gewährt wurde und auf die wir auch weiterhin setzen können. Weniger komplikationslos verliefen aber manche Anpassungen des Ostens an die staatskirchenrechtlichen Vereinbarungen der alten Bundesrepublik.

Vor allem betraf das die Einführung des schulischen Religionsunterrichtes. Hierbei sollte es keine andere Lösung geben als im Westen, damit die dortige Praxis nicht untergraben würde. Ob das freilich eine richtige Entscheidung



war, wird schon seit längerem bezweifelt, da in einigen Regionen aufgrund der geringen Katholiken- und Schülerzahlen nie ein solcher zustande kam oder inzwischen nicht mehr zustande kommt, andere katechetische Formen aber aufgegeben wurden. Insgesamt kann man jedoch von fast allen Ebenen und Bereichen – Bistümern, Pfarreien, Orden, Verbänden, Hilfswerken und Initiativen – sagen, dass sich erfreuliche Beziehungen entwickelt haben, dass man sich schätzt und füreinander Verantwortung übernommen hat. Manche Unterschiede bleiben freilich. Aber auch Nord und Süd gleichen sich nicht in allem.

Worin sehen Sie zwischen der katholischen Kirche im Osten und der im Westen Deutschlands noch Unterschiede?

Wesentliches ist uns gemeinsam; und die Unterschiede, die es gibt, trennen nicht, spielen aber doch eine bedeutsame Rolle. Ich meine auch, dass manche davon nicht aufzuheben sind und andere ganz einfach die Vielfalt katholischer Wirklichkeit in Deutschland bereichern. Äußerlich fällt da schon einmal auf, dass von den 24,2 Millionen deutscher Katholiken insgesamt im Osten – auf mehrere Bistümer verteilt – nur etwas mehr als 800 000 leben, und lediglich 86 000 davon im Bistum Magdeburg. Allein zum Erzbistum Köln hingegen gehören mehr als 2 Millionen Katholiken, und das auf einer Fläche, die nur etwa ein Drittel von unserer ausmacht. Auch was die Anzahl und den Einsatz von Mitarbeitern oder die finanziellen Möglichkeiten betrifft, gib es gewaltige Unterschiede. Im Osten muss oftmals ein Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin gleich mehrere Aufgabenfelder abdecken, weil niemand anderes mehr dafür eingestellt werden kann, und in manchen Bereichen – zum Beispiel bei Organisten und Küstern – läuft überhaupt fast alles nur ehren- oder nebenamtlich. Von einem westlichen Weihbischof habe ich einmal gehört, wenn er für ein wichtiges Projekt Geld bräuchte, wüsste er, an wen er sich wenden könne; ich hingegen kenne in unserer Region niemanden, der in einem solchen Fall spontan eine beträchtliche Summe spenden könnte oder wollte. Aufgrund unserer extremen Minderheitensituation – nur 3 bis 4 Prozent der Bevölkerung im Bereich des Bistums sind katholisch, höchstens 15 Prozent evangelisch – ist unsere gesellschaftliche Position auch viel schwächer als im Westen üblich. In den Medien unserer Region finden wir darum verhältnismäßig nur wenig Beachtung, weil sich ja die große Mehrheit unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger angeblich nicht für Religion und Kirche interessiert, und manchen westlichen Journalisten scheinen wir zu unwichtig zu sein,

um sich überhaupt mit uns zu beschäftigen. Übernimmt freilich ein Westdeutscher im Osten Verantwortung, reagiert man schon anders. Deutliche Unterschiede sehe ich auch hinsichtlich der demographischen Entwicklung und der Lebensverhältnisse. Und das betrifft uns ebenso wie die ganze Gesellschaft. Zum einen überaltern wir zusehends, und die meisten jungen Leute ziehen weg; zum anderen verändern sich zum Beispiel die Familienformen um und bei uns rasanter und radikaler als anderswo. So war vom Statistischen Bundesamt erst kürzlich zu hören, dass – um nur ein Extrem zu nennen – 2013 in Baden-Württemberg der Anteil der Ehepaare an allen Familien mit minderjährigen Kindern bei 78 Prozent lag, in Sachsen-Anhalt jedoch bei nur 51 Prozent. Ähnliches lässt sich im Ost-West-Vergleich bei Lebensgemeinschaften und Alleinerziehenden feststellen. Solche Gegebenheiten bleiben nicht ohne Auswirkungen auf die jeweiligen Ortskirchen und fordern sie spezifisch heraus. Dazu gehört in unseren Pfarreien auch, dass unter den wenigen, die überhaupt noch kirchlich heiraten, die meisten Paare weder rein katholisch noch gemischt konfessionell sind, sondern dass immer mehr Ehen mit religionslosen Partnerinnen oder Partnern geschlossen werden. Außerdem – und das wäre noch ein anderer Unterschied – zeigt sich katholische Kirche im Westen vielfach traditionsbezogener, folkloristischer und trachtenreicher, während im Osten eher eine stärkere Nüchternheit und Ernsthaftigkeit wahrzunehmen ist, sicher auch durch das evangelisch geprägte Umfeld mit beeinflusst. Dazu gehört vielleicht auch, dass mir bei der gelegentlichen Anrede „Exzellenz“ immer ein kleiner Schauer den Rücken herunterläuft. Einen Bischof so anzureden, sind wir hier im Osten nicht gewöhnt. Auch wenn es respektvoll gemeint ist, bleibt es für mich irritierend. Und noch eine letzte Bemerkung zur Frage nach Unterschieden zwischen Ost und West. Einen sehr grundsätzlichen Unterschied – das betrifft aber die ganze Gesellschaft – sehe ich auch darin, dass wir Ostdeutschen Westdeutschland immer mitdenken müssen, Westdeutsche umgekehrt das hingegen nicht nötig haben.

Wenn Sie auf die vergangenen 25 Jahre zurück blicken, worüber freuen Sie sich und was ärgert Sie?

Ohne Zweifel überwiegt bei mir die Freude, vor allem über die errungene oder geschenkte Freiheit mit all ihren Möglichkeiten. Ich gönne es vor allem der jungen Generation, die Welt ganz anders erfahren zu können, als es für uns möglich war. Ich bin sehr dankbar dafür, dass uns nach 1989 so viele Idealisten und Fachleute aus der

alten Bundesrepublik zu Hilfe gekommen sind und uns unterstützt haben, in den neuen Verhältnissen Fuß zu fassen und diese sinnvoll zu gestalten: aus Bistümern, Verbänden und Stiftungen, aus Gemeinden und Vereinen, aus Politik und Wirtschaft oder vom Bonifatiuswerk. Auch mehrere Orden haben Niederlassungen bei uns errichtet oder einzelne Mitglieder entsandt, die mit großem Eifer bei uns eingestiegen sind. Leider mussten einige von ihnen aufgrund ihres Alters oder der rückläufigen Entwicklung ihres Ordens unser Bistum inzwischen wieder verlassen. Faszinierend finde ich außerdem, wie durch Zuzug mancher Westdeutscher und Ausländer verschiedene unserer Gemeinden bereichert wurden und einen weiteren Horizont bekommen haben. Mich freut auch, wenn ich von einigen kirchlichen Hilfswerken höre, dass die Spendenbereitschaft in den östlichen Bistümern – wenn man die eingegangene Gesamtsumme zur Zahl der Katholiken beziehungsweise der Gottesdienstteilnehmer in Beziehung setzt – höher liegt als bei den westlichen Bistümern; zeigt sich darin doch, dass man sich nicht nur beschenken lässt, sondern auch bereit ist, anderen spürbar beizustehen.

Was mich hingegen befremdet, sind bestimmte negative Auswirkungen der Pluralisierung unserer Gesellschaft und auch unserer Kirche. Nichts gegen unterschiedliche Meinungen, aber manche beanspruchen inzwischen rigoros, im Besitz der Wahrheit zu sein, verstehen sich dabei sogar als besonders katholisch und scheuen sich auch nicht davor, andere unter Druck zu setzen und sie gelegentlich zu diffamieren oder zu denunzieren. In größeren Bistümern mögen sich solche Extreme noch verlieren, in kleineren belastet so etwas mehr. Kontraproduktiv wird dies vor allem, wenn jemand mit westlicher Sozialisation meint, katholischen Christen im Osten beibringen zu müssen, was wahrhaft katholisch sei. Das ist angesichts unserer Glaubenserfahrung unter ganz anderen Bedingungen und unseres sorgenvollen Ringens um verantwortbare Lösungen im Geiste Jesu Christi mehr als anmaßend.

Wie verstehen Sie sich und unser Bistum auf dem Weg in die Zukunft?

Ich glaube, dass wir im vereinten Deutschland angekommen sind, aber – auch aufgrund weiterer gesellschaftlicher Veränderungsprozesse – noch einen gewaltigen Gestaltwandel vor uns haben. Dabei hoffen wir auch künftig, durch die westlichen Bistümer unterstützt zu werden. Unsere Möglichkeiten sind begrenzt, wir haben aber auch Chancen. Wir wollen keine geschlossene Gesellschaft sein, uns nicht zu-

rückziehen, keine Idylle pflegen, sondern versuchen, als „schöpferische Minderheit“ zu wirken, in ökumenischem Geist und in Kooperation mit anderen Partnern. Dazu müssen wir uns freilich noch mehr um einen Mentalitätswandel bemühen. Vor dieser Herausforderung aber stehen nicht nur die ostdeutschen Bistümer.

„Alles in Christus vereinen“

Predigt zum 25-jährigen Bischofsweihejubiläum
von Bischof Leo Nowak am 24. März 2015

Wozu ist ein Bischof da?

Was ist ein Bischof? Wozu ist er da? Wie soll er sein? Im „Direktorium für den Hirtendienst der Bischöfe“ heißt es dazu: Er ist Hirte, Fischer, Vater, Bruder, Freund, Trostspender, Diener, Lehrer, starker Mann und „Sakrament der Güte“. Solche eindrücklichen Bilder aus Schrift und Tradition können dem, der zum Bischof geweiht wird, erst einmal den Atem verschlagen. Wie kann man das nur einigermaßen umsetzen? Wird hier nicht maßlos überzogen? Sind das nicht zu hohe Ideale? Aber nicht nur römische Dokumente beschreiben derartige Ansprüche. Auch viele Gläubige und sogar Nichtchristen haben die Vorstellung, ein Bischof müsste fast allen Erwartungen gerecht werden. Und so häufen sich Woche für Woche bei vielen Bischöfen die Schreiben und Anrufe mit Vorwürfen, jämmerlich versagt zu haben, oder Forderungen, nun endlich die Kirche und die Welt zu retten. Den einen ist man zu liberal, den anderen zu konservativ. Für manche sind inzwischen die meisten deutschen Bischöfe dem Zeitgeist erlegen und vom wahren Glauben abgefallen, andere dagegen beklagen deren Wirklichkeitsverlust und mangelnden Reformeifer.

Angesichts dieser verworrenen Gemengelage mit so unterschiedlichen Interessen führt vielleicht weiter, was Papst Benedikt XVI. einmal so formuliert hat: Der Bischof muss ein Mensch sein, „dem die Menschen am Herzen liegen, den das Geschick der Menschen bewegt. Er muss ein Mensch für die anderen sein. Aber das kann er nur dann wirklich, wenn er ein von Gott ergriffener Mensch ist... Er muss vor



„Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen“, das regt uns immer wieder an, aus uns selbst herauszugehen.

allem ein Mensch sein, dem es um Gott geht, denn nur dann geht es ihm auch wirklich um die Menschen“. In diesem Sinn ist ein Bischof – so könnte man es auf eine kurze Formel bringen – „um Gottes und der Menschen willen“ da. Sein Dienst besteht vor allem darin, alle – Christen wie Nichtchristen – auf Gott hinzuweisen, ihnen so den Sinn des Lebens zu erschließen und die Freude am Glauben zu wecken.

Neue Herausforderungen

Als du, lieber Bischof Leo, vor 25 Jahren zum Bischof geweiht wurdest, waren dir solche Gedanken nicht fremd. „Nur durch Gott“ – so schreibst du einmal – „kann der Mensch letztlich von der Angst befreit werden, vom Tod und der Knechtschaft der Sünde mit ihren vielen Gesichtern. Nur Gott schenkt dem Menschen ewiges Leben, das ihm nicht mehr genommen werden kann.“

Schon als Jugendlicher hattest du dich intensiv mit dieser Frage nach Gott auseinandergesetzt. Wenn Gott wirklich existiert – so waren damals deine Überlegungen – würdest du dich auch dafür einsetzen, dass die Menschen das erfahren. Und bei deiner Suche hast du schließlich – so wörtlich von dir – „keine bessere Antwort gefunden als Jesus Christus“. „Glaubt an Gott und glaubt an mich“. Dieses Wort aus dem Johannesevangelium (14,1) hat dich dann dein ganzes Leben nicht mehr losgelassen.

Dafür steht auch dein bischöflicher Wahlspruch: „Alles in Christus vereinen“. Dem, was nach dem Epheserbrief (1,10) Gottes Bemühen ist, „die Fülle der Zeiten heraufzuführen, in Christus alles zu ver-

einen, alles, was im Himmel und Erden ist“, wolltest auch du naheifern. Und so hast du – wie es in deinem Bischofswort zur Fastenzeit 2004 heißt – versucht, deinen Auftrag als Bischof zu sehen: „Zu sammeln und nicht zu zerstreuen, Leben zu wecken und nicht zu zerstören. Alle in Christus zu vereinen. Wohlbemerkt alle, Christen und Nichtchristen, Evangelische und Katholische, Glaubende und Nichtglaubende, ihnen allen“ – so war es von dir zu hören – „wollte ich verkünden, dass es einzig und allein darauf ankommt, in der Liebe zu wachsen, die uns in Jesus Christus so wunderbar geschenkt ist.“

In Christus alles vereinen: das sah in einem sozialistischen Staat mit einer marxistisch-leninistischen Einheitspartei anders aus als nach der friedlichen Revolution von 1989 und den dadurch ausgelösten gesellschaftspolitischen Veränderungen. Genau in dieser Phase hast du, lieber Bischof Leo, deinen Dienst angetreten. Es war eine Zeit, die ungeahnte Möglichkeiten für das kirchliche Leben im damaligen Bischöflichen Amt Magdeburg mit sich brachte, eine Zeit, die alle Beteiligten aber auch vor große Herausforderungen stellte. Doch schließlich – so heißt es im „Direktorium für den Hirtenamt der Bischöfe“ (12) – nimmt ein Bischof sein Amt ja „nicht mit der Aussicht auf Ruhe, sondern mit der Aussicht auf Mühe auf sich“.

Diese Mühe bestand zum Beispiel darin, das Verhältnis der Kirche zur Gesellschaft völlig neu zu bestimmen. Viele Christen übernahmen politische Verantwortung auf kommunaler und auf Landesebene. Presse- und Öffentlichkeitsarbeit mussten erst einmal aufgebaut werden. Ungewohnte seelsorgerliche Aufgaben suchten nach Lösungen. Verbände wurden ins Leben gerufen. Bereits im Jahr 1991 gab es 22 Sozialstationen in katholischer Trägerschaft. Und auf Wunsch vieler Eltern sind im gleichen Jahr drei katholische Gymnasien errichtet worden, später kamen noch vier Grundschulen hinzu. Und 1994 ist schließlich aus dem Bischöflichen Amt Magdeburg, das zuvor mindestens territorial noch zum Erzbistum Paderborn gehört hatte, ein eigenständiges Bistum geworden – mit Bischof Leo Nowak als erstem Bischof.

In Christus alles vereinen: Das bedeutete für dich, lieber Bischof Leo, aber noch etwas anderes. Nach der gesellschaftlichen Wende – so dein Anliegen und deine Sorge – müsse es auch eine „innere und geistige Wende“ geben. „Das Ziel unseres christlichen Glaubens“ – erklärst du in deinem Bischofswort zur Fastenzeit 1991 – „ist und bleibt der neue Mensch, der ganz aus Gott geschaffen ist. Dieser neue Mensch ist Jesus Christus. Deshalb ist er für den Christen der Weg, die Wahrheit und das Leben. An ihm vorbei geht nichts. Eine neue

Gesellschaft kann es nur geben, wenn es einen neuen Menschen gibt. Ist unsere Kirche“ – so fragst du dann – „der Raum, in dem diese Christusnachfolge eingeübt werden kann und die entscheidenden Impulse erhält?“ Und wie muss diese Kirche „um Gottes und der Menschen willen“ aussehen? Immer wieder hast du darauf hingewiesen, dass wir als Bistum Magdeburg nicht nur eine Diasporakirche im herkömmlichen Sinn bleiben dürfen. Denn „wir denken dabei“ – so hast du geschrieben – „an eine Kirche, die mühsam von außen am Leben erhalten wird. Ich meine, dass es jetzt an der Zeit ist, mehr von Evangelisierung zu sprechen, von einer Kirche, die sich auf die Kraft des Evangeliums besinnt und die ‚unmöglich schweigen kann von dem, was wir gehört und gesehen haben‘“. Tatsächlich – davon bin auch ich überzeugt – denkt Gott sich bestimmt etwas dabei, uns in diese Situation berufen zu haben. Als extrem kleine Minderheit in Mittel- beziehungsweise Ostdeutschland zu leben, ist für uns Katholiken darum kein Missgeschick oder Unglücksfall der Kirchengeschichte, auch keine Fehlform des Christentums – wohl aber eine besondere Herausforderung, Berufung und Sendung mit eigenen Chancen.

Diese Überzeugung oder Vision hat im „Pastoralen Zukunftsgespräch“ unseres Bistums von 2000 bis 2004 auch zu wichtigen Impulsen geführt. Sein Motto „Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen“ geht uns seitdem nicht aus dem Sinn und regt uns immer wieder an, aus uns selbst herauszugehen. „Wir wollen“ – wie es im Leitbild von damals heißt – „eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘, auch, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“

Arm-selig und schöpferisch

Dabei machen wir uns jedoch nichts vor. Wir wissen darum, dass unsere Rahmenbedingungen nicht sehr vorteilhaft sind und sich offenbar weiter verschlechtern. Nüchtern betrachtet, spricht vieles gegen uns. Mit einem Anteil von drei bis vier Prozent an der Gesamtbevölkerung erscheinen wir 85.000 Katholiken auf den 23.000 km² unseres Bistums ziemlich verloren. Zudem leben wir in einer Gesellschaft, in der sich ein starker demographischer Wandel vollzieht. Viele junge Leute ziehen weg, die Überalterung schreitet voran, unsere Kräfte

und Möglichkeiten sind begrenzt. Im Vergleich mit anderen deutschen Bistümern und dem, was alles noch verwirklicht werden könnte und müsste, kommen wir uns manchmal wie ein „Hartz-IV-Empfänger“ im „Kaufhaus des Westens“ vor.

Doch sollte unsere Kleinheit kein Hindernis sein, unsere wenigen Talente selbstlos und mutig im Geiste Jesu Christi einzusetzen oder den biblischen Bildern vom Sauerteig beziehungsweise vom Weizenkorn nachzueifern. Dazu hast du, lieber Bischof Leo, auch immer wieder aufgerufen. „Ich habe“ – so ist von dir jedenfalls nachzulesen – „die Vorstellung, dass wir unsere Situation nicht nur andauernd beklagen und uns auf diese Weise ständig selbst blockieren und frustrieren, sondern diese Armut als eine Art Arm-Seligkeit verstehen und begreifen lernen, weil diese Armut dem Geist des Evangeliums entspricht.“ In diesem Sinn dürfen wir uns dann auch – wie es unsere jüngsten „Zukunftsbilder“ zum Ausdruck bringen – als eine „schöpferische Minderheit“ begreifen, die „in ökumenischem Geist“ und „in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft“ ihre eigenen Chancen hat, auf die Herausforderungen der heutigen Zeit zu antworten.

Was wir dabei brauchen, ist – wie du, lieber Bischof Leo, auch einmal formuliert hast – „eine ganz in Gott verwurzelte Kirche... Deshalb dürfen wir keine Abstriche machen im Gebet und beim Gottesdienst. Sonst geht Wesentliches verloren. Eine missionarische Kirche, die Menschen Hoffnung geben kann. ... In der Menschen glauben, dass Blinde sehen, Taube hören und Lahme gehen können... Eine Kirche, die sich auf die Kraft des Evangeliums besinnt... Eine kontaktfreudige Kirche, der Menschen wichtiger sind als Programme... Eine offene Kirche, die nichts zu verbergen hat, die vielmehr eine frohe Botschaft verkündet und in der auch Fremde Platz und Herberge finden. Und schließlich brauchen wir“ – wie du sagst – „eine fröhliche Kirche... Eine Kirche, in der wir nicht verbissen um unsere eigene Anerkennung besorgt sein müssen...“, weil Gott selbst auch noch da ist. Eine solche Kirche kann ruhig arm und klein sein. Das schadet überhaupt nicht, denn eine solche Kirche wird kaum vergessen, dass alles von Gott abhängt“.

Lieber Bischof Leo, ich glaube, sagen zu können, dass du unserer Kirche in diesem Sinne ein zutiefst hoffnungsvolles und liebenswürdiges Gesicht gegeben hast. Mit dir verbindet sich die Wiedererrichtung unseres Bistums vor nun über 20 Jahren und so manche entscheidende Weichenstellung für die weitere Entwicklung. Immer ist dir dabei aber bewusst gewesen und geblieben, auf wen du deine Hoffnung

setzt: auf Christus, den Weg, die Wahrheit und das Leben. Im Vertrauen auf ihn hast du damals das Bischofsamt übernommen. Auf ihn kam und kommt es dir an. Deine Sehnsucht ist es nach wie vor, Menschen mit ihm in Kontakt zu bringen – gerade auch diejenigen, die glauben, ganz gut ohne Gott zurechtzukommen. Für deine Zuversicht und für deinen unermüdlichen Einsatz um Gottes und der Menschen willen danken wir dir von Herzen.

Wir danken aber auch Gott, der dich in seinen Dienst berufen hat und letztlich derjenige ist, der „alles, was im Himmel und auf Erden ist“ „in Christus vereinen“ wird. Mit dieser Hoffnung können wir – auch wenn wir noch so klein und armselig erscheinen – getrost in die Zukunft schauen.



Am Ende des Dankgottesdienstes gratuliert Gerhard Feige seinem Vorgänger im Bischofsamt: Ad multos Annos - auf viele Jahre!

„Damit die Welt glaube“

Predigt zum Gottesdienst am 21. November 2014
in Magdeburg anlässlich „50 Jahre Ökumenismusdekret“

Durchbruch zur Ökumene

Mit überwältigender Mehrheit von 2137 Ja- zu 11 Nein-Stimmen wurde heute vor 50 Jahren während des Zweiten Vatikanischen Konzils das Dekret über den Ökumenismus angenommen und dann bekanntgegeben. Was für einen Durchbruch das bedeutete hat, kann man nur ermessen, wenn man sich die ängstliche Abgrenzung und Verteidigung vor Augen hält, mit der die katholische Kirche zuvor auf die Ökumenische Bewegung reagiert hatte. So wäre zum Beispiel ein ökumenischer Gottesdienst, wie wir ihn heute feiern, vor dem Konzil kaum denkbar gewesen. Und katholischen Christen war die Ehe mit einem nichtkatholischen Partner nur unter strengen Auflagen erlaubt. Denn die katholische Kirche sah die anderen Konfessionen als „falsche christliche Religionen“ an (Pius XI., Rundschreiben „Mortalium animos“ von 1928), von deren Konferenzen und Aktivitäten Katholiken sich möglichst fernhalten sollten.

Auf dem Konzil aber wurden die Spaltungen der Christenheit in voller Deutlichkeit als ein Skandal wahrgenommen, der dem Willen Jesu widerspricht und der Glaubwürdigkeit des Evangeliums schweren Schaden zufügt. Darum auch trat die katholische Kirche nunmehr offiziell in die Ökumenische Bewegung ein. Sie würdigte sie sogar ausdrücklich als Geschenk des Heiligen Geistes (Unitatis redintegratio 1) und rief alle Glieder der Kirche auf, sich daran zu beteiligen (UR 5). In einem „Dialog der Liebe und der Wahrheit“ sucht sie seitdem mehr das, was sie mit anderen eint, als was sie von ihnen trennt. Das Konzil erinnerte an die Verbundenheit aller Christen durch die Taufe, die Anerkennung der Heiligen Schrift und den Glauben an den dreieinen Gott (Lumen gentium 15). Diese Gemeinsamkeiten sind so weitreichend, dass die Kirchenspaltungen nicht bis in die Wurzel reichen. Daher erkannte das Konzil auch die anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften als „Mittel des Heils“ (UR 3) an.

Damit hat sich das Verhältnis der katholischen Kirche zu den anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften in den letzten 50 Jahren tiefgreifend verändert. Auf allen Ebenen ist etwas in Bewegung gekommen. Gegenüber dem jahrhundertelangen Über-, Unter- und Gegeneinander der Konfessionen ist relativ schnell ein Nebeneinan-

der und schließlich sogar ein Miteinander geworden. Dazu gehören ökumenische Gottesdienste und Kirchentage, geistliche Initiativen, gemeinsame Erklärungen zu gesellschaftspolitischen Fragen, Verständigungen in theologischen Streitfragen, Gesten der Versöhnung und praktische Aktionen im Dienst an der Welt. Dazu gehört auch die wechselseitige Taufanerkennung, wie sie im Jahr 2007 auf eindrückliche Weise hier in Magdeburg zwischen elf Mitgliedskirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland besiegelt wurde. Ich habe den ökumenischen Aufbruch als Jugendlicher erlebt. Unvergesslich bleibt mir vor allem der allererste ökumenische Gottesdienst in der überfüllten Marktkirche zu Halle, als Vertreter aller anwesenden Konfessionen um Vergebung für das von ihren Gemeinschaften in der Vergangenheit begangene Unrecht baten. Vieles von dem, was vor Jahrzehnten noch undenkbar war, erscheint den meisten inzwischen schon als selbstverständlich. Damit ist allerdings nicht gesagt, dass schon alles bestens wäre. Immer noch gibt es gravierende Probleme, und manchmal – vor allem bei gesellschaftlichen Veränderungen – tauchen auch neue auf. Immer noch sind nicht alle ökumenischen Impulse des Konzils umgesetzt. Außerdem bleiben ökumenische Erfolge ein gefährdetes Gut. Und vielfach stoßen ökumenische Bestrebungen auch auf Widerstände.

„Ökumene – so formulierte einmal der Theologe Clemens Wilken:
ein Fremdwort – für die Gleichgültigen
ein Reizwort – für die Festgelegten
ein Hauptwort – für die Begeisterten
ein Zukunftswort – für die noch nicht Resignierten
ein Phantasiewort – für die Pragmatiker
ein Fragewort – das Strukturen erschüttert
ein Füllwort – das als Alibi gebraucht wird
ein Trostwort – für die Verletzten
ein Leitwort – für die Suchenden
ein Kennwort – für die Eingeweihten
und eins der letzten Worte unseres Herrn: Seid eins!“

Ein Herzenswunsch Jesu

Warum und wozu soll Ökumene – so könnte man sich nach einer solchen Aufzählung fragen – eigentlich gut sein? Ist es wirklich notwendig, sich noch mehr auf die anderen Christen zuzubewegen und eine größere Einheit zu suchen? Haben wir nicht jeweils genügend eigene Probleme?

Angesichts der Bitte Jesu im sogenannten Hohepriesterlichen Gebet des Johannesevangeliums um Einheit der Glaubenden müssten uns diese Fragen eigentlich im Halse stecken bleiben. Auch wenn es in diesem Gebet nicht um die Wiedervereinigung getrennter Gruppen geht, setzt es für alles Suchen nach christlicher Einheit ein unübersehbares Signal. Es ist ein bewegendes Gebet Jesu in der Stunde des Abschieds, in dem er die Einheit seiner Jünger mit der Verkündigung des Evangeliums zusammenbringt. Je zerspaltener diese Jünger sind, umso weniger werden sie ein glaubhaftes Zeugnis ablegen können. Ihre Mission hat wenig Erfolg, wenn Vertreter verschiedener Gruppen nebeneinander oder gegeneinander versuchen, Menschen von ihrer Richtung zu überzeugen. Aus dieser Erkenntnis heraus ist auch die moderne Ökumenische Bewegung entstanden. Und das gilt nicht nur für die sogenannten Missionsländer, sondern ebenso auch für die kirchliche Situation in Europa und Nordamerika. Die konfessionelle Spaltung ist sogar zu einem großen Teil dafür mitverantwortlich, dass Christentum und Kirche in unserer Gesellschaft an Bedeutung und Glaubwürdigkeit verloren haben. Viele unserer Zeitgenossen verstehen inzwischen überhaupt nicht mehr, wieso es eine gespaltene Christenheit gibt. Deshalb gilt auch: Je mehr die Einheit der Christen wächst, „umso mehr wird sie für die ganze Welt eine Verheißung der Einheit und des Friedens sein“ (Gaudium et spes 92).

Diese Einheit, nach der Jesus Christus sich sehnt, liegt nun aber nicht in der Hand der Jünger allein. Nicht ohne Grund bittet Jesus den Vater im Himmel um diese Einheit. Einheit ist deshalb nicht einfach die Frucht von langen Verhandlungen; sie ist auch nicht der kleinste gemeinsame Nenner, auf den man sich schließlich einigt. Einheit ist zuerst Gabe und Geschenk. Eine Gabe, die durch den Heiligen Geist bereits grundgelegt ist und zu immer tieferer Verwirklichung drängt. Auch wenn wir derzeit noch keine gemeinsame Vision davon haben, wie diese Einheit konkret aussehen könnte, sind wir dazu herausgefordert, uns diesem Wirken des Geistes Gottes anzuvertrauen. Deshalb hat sich die Kirche mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil „unumkehrbar dazu verpflichtet, den Weg der Suche nach Ökumene einzuschlagen und damit auf den Geist des Herrn zu hören, der uns lehrt, aufmerksam die ‚Zeichen der Zeit‘ zu lesen.“¹

Ökumene ist damit in erster Linie ein geistliches Geschehen. „Gottes Geist ist es, der durch das den Glauben weckende Wort Gottes und durch die Taufe bereits alle Christen in die Gemeinschaft des dreieinen Gottes einbezieht und dadurch untereinander zusammenschließt... Die volle, sichtbare Gemeinschaft kann dann aber nach Mei-

nung des Konzils nur auf einem geistlichen Weg der Umkehr und Erneuerung und durch einen Prozess wechselseitigen Lernens erreicht werden.⁴²

Konkrete Umsetzungen

Was aber heißt das für uns konkret: für unsere Kirchen und Gemeinschaften, Gruppen und jeden einzelnen? Was können und sollten wir tun? Grundlegend ist die Erkenntnis, zu der sich die katholische Kirche seit dem Konzil bekennt, dass „der Ökumenismus ... nicht bloß irgendein ‚Anhängsel‘ ist, das der traditionellen Tätigkeit der Kirche angefügt wird“, sondern dass Ökumene „im Gegenteil“ „organisch zu ihrem Leben und Wirken“ gehöre.³ Zugespitzt könnte man für unsere Kirche deshalb sagen: „Katholisch sein, heißt ökumenisch sein!“⁴⁴ Das aber betrifft alle Ebenen: von der sogenannten Basis über die Theologen bis zu den Kirchenleitungen und umgekehrt. Allen ist aufgegeben, immer neu die Grenzen der eigenen Herkunft, des eigenen Denkens und der eigenen Wahrnehmung zu überschreiten. Das bedeutet zum Beispiel, anzuerkennen, dass es Stärken und Schätze gibt, die bei den einen mehr bewahrt oder entfaltet worden sind als bei den anderen; davon können alle profitieren und sich anregen lassen, nach versöhnter Einheit zu suchen. Vor Ort brauchen die Gemeinden deshalb die Ermutigung, die Vielfalt der anderen im persönlichen Austausch kennenzulernen und sich davon bereichern zu lassen.

Außerdem bedarf es einer breiten ökumenischen Bildungsarbeit, um sich gemeinsam auf den neuesten Stand von Lehre und Praxis zu bringen. Denn nach wie vor gibt es Vorurteile und Klischees auf allen Seiten. Diese überdecken oftmals, welche bedeutsamen Übereinstimmungen im ökumenischen Dialog bereits erreicht wurden. „So dürften beispielsweise katholische Christen vom evangelischen Abendmahl nicht mehr behaupten, hier sei Christus selbst nicht wirklich gegenwärtig (...). Umgekehrt dürften zum Beispiel evangelische Christen nicht mehr sagen, Katholiken ... würden nicht allein Gott anbeten, sondern auch andere Mittler wie Maria und die Heiligen.“⁴⁵ Gerade im Zugehen auf das 500jährige Reformationsgedenken 2017 hielt ich es für hilfreich, wenn evangelische und katholische Christen vor Ort miteinander ihre Geschichte erforschen, einander von ihren Erfahrungen erzählen und dabei voneinander lernen. Auf der Ebene der Kirchenleitungen würde ich mir darüber hinaus wünschen, dass es zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche zu etwas Ähnlichem kommt, wie es bereits 1964 zwischen Papst Paul VI. und dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras möglich war: eine be-

rührende Geste der Versöhnung, in der die wechselseitigen Bannsprüche von 1054 „aus dem Gedächtnis und aus der Mitte der Kirche getilgt“ und „dem Vergessen anheim fallen“ sollten. Eine solche „Heilung der Erinnerungen“, zu der es tatsächlich bereits Überlegungen gibt, wäre auch hier ein starkes und tief greifendes Zeichen der Versöhnung auf dem Weg zur Einheit.



Vertreter|innen aller Kirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) waren zum Gedenkgottesdienst in die Kathedrale St. Sebastian gekommen.

Wenn diese Einheit unter uns Christen für Jesus im Hohepriesterlichen Gebet vor allem auch deshalb ersehnt wird, „damit die Welt glaube“, dann hat Ökumene schließlich vor allem auch eine missionarische und eine diakonische Dimension. Wie viele Kräfte könnten doch zum Beispiel in den sozialen und karitativen Diensten gebündelt werden! Hier gilt es zu entdecken, wo man sich vor Ort gemeinsam zugunsten der Menschen engagieren kann, die in Not sind. Ja, man könnte sogar sagen: „Nicht das gemeinsame, sondern das getrennte Handeln ist begründungspflichtig.“⁶⁶ Und das gilt für viele Bereiche kirchlichen Handelns, vor allem auch in kommunalen oder gesellschaftlichen Anliegen. Erfreulicherweise geschieht hier schon vieles, ist vieles längst selbstverständlich.

Ja, liebe Schwestern und Brüder, ich bin froh und dankbar, dass sich in unserer Region und in unserer Situation als christliche Minderheit ein gutes ökumenisches Klima entwickelt hat. Ökumene ist in Sachsen-Anhalt und darüber hinaus schon lange kein „Fremdwort“ mehr. Gottesdienste zum Sachsen-Anhalt-Tag, zu bestimmten Jubiläen oder anderen Anlässen werden gemeinsam gefeiert; die führenden

Geistlichen und andere Vertreter der Kirchen treffen sich regelmäßig zu Gesprächen, bei denen es möglich ist, sich über alles – einschließlich kritischer Wahrnehmungen – vertrauensvoll auszutauschen, die Jahresempfänge der Kirchen und die Gespräche mit der Landesregierung werden ökumenisch durchgeführt. Außerdem bestreiten wir auch manche Aktionen – zum Beispiel für eine Kultur der Aufmerksamkeit gegen rechtsextreme Tendenzen oder für mehr Beteiligung an den Wahlen – gemeinsam. Vor Ort hilft man sich oftmals auch kirchenmusikalisch aus. Besonders markant habe ich dies einmal bei einer katholischen Firmung in der evangelischen Stiftskirche zu Gernrode erlebt: Der Organist war evangelisch, der Posaunenchor war evangelisch, der Gospelchor war evangelisch, und der Ortspfarrer, der uns begrüßte und bis zum Ende an diesem feierlichen Gottesdienst teilnahm, war es ebenso.

Ließ uns Christen hier in der Region bis 1989 verstärkt der marxistisch-leninistische Druck zusammenrücken, drängt oder beflügelt uns heute im Sinne des Wunsches Jesu, dass die, die ihm nachfolgen, eins sein sollen, „damit die Welt glaubt“, die extreme Entkirchlichung zu größerer Nähe. Solche Einsichten haben uns Katholiken im Rahmen eines „Pastoralen Zukunftsgespräches“ dazu bewegt, einen eigenen Text zur Ökumene mit dem Titel „Als Kirchen gemeinsam auf dem Weg“ zu verfassen, in dem es dazu heißt: „Im Bistum Magdeburg, gelegen im Ursprungsland der lutherischen Reformation, hat Ökumene eine besondere Bedeutung. In einer Situation, in der christlicher Glaube längst nicht mehr selbstverständlich ist, kommt dem Umgang der Kirchen miteinander sowie ihrem gemeinsamen Auftreten eine besondere Bedeutung für ihre Glaubwürdigkeit zu. Nur in einem lebendigen Miteinander werden die Kirchen in ihrem Tun und in ihren Anliegen von den Menschen verstanden und angenommen. Angesichts weit verbreiteter Gleichgültigkeit, von Vorurteilen und Gewohnheiten sind die Christen aufgerufen, in Wort und Tat gemeinsam vom Evangelium Zeugnis zu geben.“ Das haben wir seit Jahrzehnten vielfältig versucht, davon sind wir immer noch überzeugt, auf diesem Weg wollen wir auch weitergehen.

Möge der Geist Gottes uns Christen alle dabei immer wieder kraftvoll anregen und die Richtung weisen.

¹ Johannes Paul II., Enzyklika „*Ut unum sint*“ 3.

² M. Kappes / J. Oeldemann (Hg.), *Ökumenisch weiter gehen!*, Paderborn-Leipzig 2014, 18.

³ Johannes Paul II., aaO. 20.

⁴ M. Kappes / J. Oeldemann, aaO. 47.

⁵ Ebd. 37.

⁶ Ebd. 46.

„Unberechenbar und liebenswürdig“

Interview des MDR mit Bischof Dr. Gerhard Feige
über Papst Franziskus zum zweiten Jahrestag seiner Wahl

Die Nachrichten überschlagen sich förmlich, zu den Mittwochsaudienzen auf dem Petersplatz kommen mehr Menschen als je zuvor – Papst Franziskus wird gehört, er wirkt sehr präsent und gilt als besonders dialogfähig. Wie erreicht er so viel Aufmerksamkeit?

„Wenn man jetzt der katholischen Kirche ins Gesicht schaut“ – so hat es ein Journalist (Patrik Schwarz) einmal gesagt – „blickt ein Mensch zurück – das ist schon viel in diesem Amt.“ Tatsächlich lebt Papst Franziskus seinen Dienst sehr persönlich und natürlich. Er ist unberechenbar und voller Überraschungen, angstfrei und liebenswürdig. Oftmals redet er recht ungeschminkt, manchmal sogar drastisch. Zudem hat er eine tiefe Freude am Evangelium und ein leidenschaftliches Herz für die Armen.

„In der hundert Jahre dauernden Kollision mit der Moderne hat ihre Knautschzone gelitten“, schreibt Wolfgang Thielmann sehr plastisch in einer ZEIT-Kolumne. Ist Papst Franziskus der Papst, der wieder für mehr Bodenhaftung der katholischen Kirche sorgen kann?

Zweifellos neigt Papst Franziskus – will man das an griechischen Philosophen festmachen – anders als Papst Benedikt mehr Aristoteles als Platon zu; d.h. er geht nicht von der Lehre, sondern von der konkreten Situation aus. Nicht die Idee hat für ihn den Vorrang, sondern die erfahrbare Wirklichkeit. Insofern nimmt er die menschlichen Verhältnisse so wahr, wie sie sind, steht also mit beiden Beinen auf der Erde, betrachtet alles aber dann im Lichte Gottes und formuliert, worauf es ankommt.

Erneuerung und Provokation ja, aber behutsam. „Ich will, dass es Wirbel gibt – im Inneren eines jeden Einzelnen, hier in der Stadt, überall in der Kirche – ja, den wird es geben“, rief Papst Franziskus im Juli 2013 während des Weltjugendtages in Rio de Janeiro. Sehen Sie in Papst Franziskus einen Reformator? Oder ist es eine kluge, für die katholische Kirche neue Form der Kommunikation?

Auf keinen Fall handelt es sich um einen billigen Trick oder eine

raffinierte Methode. Man kann Papst Franziskus auch nicht im Gegensatz zu traditionalistisch oder konservativ als liberalistisch oder progressiv einordnen. Eher könnte man ihn als „radikal“ bezeichnen, hat er doch eine „an die Wurzel gehende“ Erneuerung der Kirche in der Nachfolge Jesu Christi vor Augen. Und dazu hält er es für wesentlich, sich auf den Ursprung zu besinnen, d.h. aus dem Evangelium heraus Kraft zu schöpfen.

Die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der Kurie und ihren Strukturen in der Kirche stößt nicht auf Gegenliebe. Es heißt sogar, die Stimmung unter den Mitarbeitern des Vatikans sei schlecht. Wie sehen Sie das?

Auch außerhalb Roms hat Papst Franziskus inzwischen aufgrund seines unkonventionellen Auftretens manche Gegner. Es ist kurios, aber gerade solche Katholiken, die sich zuvor als „besonders papsttreu“ gegeben haben, erklären auf einmal, dass sie ja nicht „papistisch“ seien und den Papst unter Umständen sogar kritisieren müssten. Am Anfang seines Pontifikates waren sie erst sprachlos, dann betonten sie, dass zwischen ihm und seinen Vorgänger kein Blatt Papier passe, und nun ziehen sie über ihn her.

„Es ist unbestreitbar, dass viele sich enttäuscht fühlen und aufhören, sich mit der katholischen Tradition zu identifizieren“ und „Ich will keine Kirche, die darum besorgt ist, der Mittelpunkt zu sein, und schließlich in einer Anhäufung von fixen Ideen und Streitigkeiten verstrickt ist“, schrieb der Papst in seinem Rundschreiben „Evangelii Gaudium“. Dazu zählt auch die Auseinandersetzung mit der katholischen Sexualmoral. Welche neuen Akzente setzt Franziskus hier?

Gegenüber dem Eindruck, die katholische Kirche fixiere sich fast nur auf die Sexualmoral, hebt Papst Franziskus hervor: Zuerst muss es der Kirche um die Liebe Gottes zu allen Menschen gehen. Das sei die Verkündigung, wie sie der Botschaft Jesu entspricht. Dazu gehöre auch, andere – egal ob ihre Lebensweise kirchlichen Vorstellungen entspricht oder nicht – zunächst einmal in ihrer eigenen Wirklichkeit und Würde ernst zu nehmen und barmherzig miteinander umzugehen.

„Die Glaubwürdigkeit der christlichen Verkündigung wäre sehr viel größer, wenn die Christen ihre Spaltungen überwinden würden“, davon zeigt sich der Papst in „Evangelii Gaudium“ überzeugt. Wie steht es zwei Jahre nach der

Papstwahl um das Miteinander der Konfessionen – hat Papst Franziskus deutliche Impulse für den ökumenischen Dialog und das friedliche Zusammenstehen der Religionen geben können?

Vieles in den ökumenischen und interreligiösen Beziehungen hängt nicht vom Papst ab. Was ihn aber betrifft, so steht außer Frage, dass ihm der Dialog sowohl mit den Christen traditioneller wie evangelikaler Prägungen als auch mit den anderen Religionen ein Herzensanliegen ist. Das zeigen besonders – wie zum Beispiel in Jerusalem, Istanbul oder Rom – manche ausdrucksstarken Gesten der Versöhnung. In diesen Bemühungen um eine größere Verständigung sieht er einen wesentlichen Beitrag zur Einheit der Menschheitsfamilie.



Mit leitenden Geistlichen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands besuchte Bischof Feige im Dezember 2014 Papst Franziskus.

Jorge Mario Bergoglio ist Jesuit und hat ein Armutsgelübde abgelegt. 2013 wurde er in das Zentrum der kirchlichen Macht, den Vatikan, als Papst gewählt. Da brechen sicher große Widersprüche auf. Hat er Ihrer Ansicht nach mit seinen Gesten einen Umgang damit gefunden oder scheint das unlösbar?

Sicher ist es spannungsreich, im Vatikan „eine arme Kirche für die Armen“ zu leben. Entscheidend ist dabei, ob sich jemand so durch äußere Verhältnisse beeindrucken lässt, dass sie ihn lähmen, oder ob er stark genug ist, sich treu zu bleiben und diese entsprechend zu gebrauchen und zu gestalten. Aufgrund seiner lateinamerikanischen

Erfahrungen notvoller Zustände und seines wachen Gespürs – meine ich – kann Papst Franziskus damit überzeugend umgehen, und das nicht nur mit Gesten.

Jorge Mario Bergoglio kam vom anderen Ende Welt, wie er selbst sagt, und bekleidet nun seit zwei Jahren das höchste Amt der katholischen Kirche. Verantwortung, Pflicht und Macht sind unvergleichbar größer als in seinen vorherigen Ämtern. Hat das Bergoglio auch menschlich verändert?

Gegenfrage: Wer verändert sich nicht im Laufe seines Lebens, vor allem, wenn man sich unerwarteten Herausforderungen zu stellen hat oder auf einmal sogar im Rampenlicht der Weltgeschichte steht? Und doch habe ich den Eindruck, dass Papst Franziskus keine Theaterrolle spielt oder durch eine Maske blickt, sondern er selbst geblieben ist. Das lassen jedenfalls seine Spontaneität, sein offener Umgang mit fast jedermann und auch manche provokanten Formulierungen annehmen.

Der Papst ist ja bekannt dafür, dass er gerne telefoniert. Hat er sie auch schon angerufen? Wie erleben Sie ihn?

Nein, angerufen hat er mich noch nicht. Warum sollte er auch? Schließlich ist er ja für über 1,2 Milliarden Katholiken zuständig und außerdem noch an vielen anderen interessiert. Vor kurzem konnte ich ihn aber einmal im Rahmen einer Privataudienz in kleinem Kreis von 11 Personen erleben. Vertreter der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands hatten mich als katholischen Bischof eingeladen, mit nach Rom zu kommen. Es war eine sehr herzliche und anregende Begegnung.

Die Kanzlerin hatte bei ihrem Besuch im Vatikan den Papst eingeladen. Wann wird er nach Deutschland kommen – 2017 zum Reformationsjubiläum?

Da bin ich überfragt. Das weiß vermutlich noch niemand. Auf jeden Fall muss so eine Reise unter vielen Gesichtspunkten klug bedacht und sorgsam vorbereitet werden. Ein Kommen im Jahr 2017 halte ich eher für unwahrscheinlich, hängt aber auch nicht von mir ab. Darüber entscheiden andere.

Am 13. März ist Papst Franziskus zwei Jahre im Amt. Haben Sie Wünsche, die Sie ihm zum Amtsjubiläum schicken möchten?

Geschrieben habe ich ihm nicht, aber ich bete für ihn, dass Gott ihm noch viel Kraft und Elan für seinen Dienst an der Einheit und Erneuerung unserer Kirche sowie für seinen Einsatz darüber hinaus schenkt. Möge er sich nicht durch manchen Widerstand entmutigen lassen, sondern auch weiterhin unbeirrt, gelassen und froh im Geiste des Evangeliums mit vielen anderen weltweit zu mehr Gerechtigkeit und Barmherzigkeit beitragen.

„Selig, die Frieden stiften“

Predigt zur Bistumswallfahrt 2014

„Dass Menschen wieder Menschen werden“: dafür hat Carl Lampert, ein österreichischer Priester, aus ganzem Herzen gebetet, bevor er 1944 in Halle durch das Fallbeil hingerichtet wurde. Über Jahre litt er darunter, wie die Nationalsozialisten die menschliche Würde mit Füßen traten und zu welchen Gräueltaten Menschen fähig sind. Das hatte er nicht schweigend hinnehmen können. Vor drei Jahren ist er selig gesprochen worden. Mit römischer Zustimmung dürfen auch wir ihn jetzt in unseren Bistumskalender aufnehmen. Und die Pfarrei Halle-Nord, die sich ihm schon lange besonders verbunden weiß, kann ihn nun offiziell als ihren Patron verehren.

„Dass Menschen wieder Menschen werden“: drückt sich darin nicht zutiefst unsere Sehnsucht nach Frieden aus? Frieden: das ist ja nicht einfach nur ein Zustand, in dem Waffenstillstand herrscht, wo es weder Krieg noch Terror gibt. Zum Frieden gehört es, dass wir in versöhnten Beziehungen leben: zueinander, zur ganzen Schöpfung und zu Gott. Zum Frieden gehört es, dass die Würde jedes einzelnen Menschen geachtet wird. „Das Werk der Gerechtigkeit wird der Friede sein“ – so haben wir in der Lesung gehört (Jes 32,17f.) – so dass die Menschen „in sicheren Wohnungen, an stillen und ruhigen Plätzen“ wohnen können. So ein umfassender Friede ist uns von Gott verheißen. Er will, dass wir Menschen wahrhaft menschlich miteinander umgehen, dass Menschen tatsächlich Menschen sein dürfen, wie er sie als seine Ebenbilder geschaffen hat.

Alltäglicher Unfrieden

Wie weit sind wir aber oft von einem solchen Frieden entfernt. Immer wieder kommt es unter uns auch zu Hass und Streit, sogar zu gewalttätigen Übergriffen, im Kleinen wie im Großen, in den Familien wie in der Öffentlichkeit. Kinder leiden besonders darunter, aber auch Frauen werden misshandelt oder Ausländer angegriffen. Da macht sich außerdem inzwischen im Internet, aber auch in Briefen – anonym oder namentlich – mitunter eine Aggressivität breit, die einem den Atem verschlagen kann. So unverschämt würden sich manche wahrscheinlich nicht äußern, wenn sie ihren Adressaten persönlich gegenüberständen. Aber aus dem digitalen Abstand heraus meinen sie, hemmungslos ihre ganze Wut herauslassen und andere so fertig machen zu können. Was für Abgründe tun sich doch da manchmal auf!

Und wenn wir auf unsere derzeitige Weltsituation schauen, könnte man den Eindruck bekommen, dass wir uns in einem Zustand allgegenwärtiger Gewalt befinden. Gerade in diesem Jahr, in dem wir uns an den Beginn des Ersten Weltkriegs vor hundert Jahren und an den Beginn des Zweiten Weltkriegs vor 75 Jahren erinnern, erleben wir einen Sommer voller Kriege. In der Ukraine und im Gazastreifen reißt die Welle der Gewalt nicht ab, in Syrien und im Irak machen die Terrorkämpfer mit unvorstellbarer Brutalität Jagd auf alle, die sie als „Ungläubige“ betrachten: auf Christen, Jesiden und auf all diejenigen, die sich weigern, zu dem Islam zu konvertieren, wie ihn diese Dschihadisten interpretieren. Dabei ist die Religion nur ein Alibi: in Wirklichkeit geht es der Terrormiliz um nichts anderes als um die Allmacht über Leben und Tod anderer Menschen, und letztlich um die Weltherrschaft. Gerade eine solche „Barbarei unvorstellbaren Ausmaßes“ (Bischof Gebhard Fürst), mit der die Menschen verfolgt, vertrieben und hingerichtet werden, verstärkt den Eindruck, als würde unsere Welt derzeit an allen Ecken und Enden aus den Fugen geraten; ja, als befände sich die Menschheitsfamilie, wie Papst Franziskus kürzlich sagte, wie in einem „partiellen Dritten Weltkrieg“.

„Selig, die Frieden stiften“: eine Utopie?

Inmitten solcher Erfahrungen hören wir Jesus heute sagen: „Selig, die Frieden stiften“. Was hat das für uns zu bedeuten? Ist die Bergpredigt, aus der dieser Satz stammt, nicht ein so hohes Ideal, dass sie kaum für den Alltag taugt, geschweige denn, dass man mit ihr Politik machen könnte? Schon im Alten Testament wird deutlich, dass die

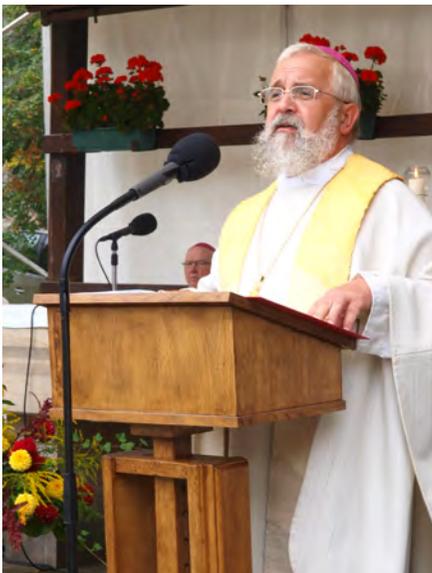
Heilige Schrift ganz realistisch auf uns Menschen und unsere Welt schaut. Der Friede, den Gott verheißt, ist von Anfang gefährdet. Seit dem Sündenfall im Paradies über die ganze Geschichte des Volkes Israel bis hin zur Zeit Jesu macht die Bibel deutlich, dass wir Menschen ausnahmslos einen Hang zur Gewalttätigkeit in uns tragen und der Macht des Bösen ausgesetzt sind. Man kann auch vom Aggressionstrieb sprechen, den es zu beherrschen und zu kultivieren gilt. Deshalb wurden über Jahrtausende hinweg Regeln und Mechanismen entwickelt, um die Gewalt wenigstens ansatzweise einzudämmen. Gegenüber dem Bestreben, einen Gegner maßlos zu übertrumpfen und ihn vielleicht sogar restlos zu vernichten, bedeutet das berühmte „Auge für Auge, Zahn für Zahn“ (Ex 21, 24) zum Beispiel schon eine Mäßigung. Gemeint ist damit, keine Blutrache zu nehmen, sondern höchstens Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Auch das, was wir heute als eine „Strategie der Abschreckung“ bezeichnen, d.h. den Frieden zu sichern, indem Gegengewalt angedroht wird, ist schon im Alten Testament zu finden. Als Gott nämlich einen Bund mit Noach schloss, drohte er jedem, der sich an einem Menschen vergreift, seine Vergeltung an (vgl. Ex 9, 5ff.).

Trotz dieser realistischen Sicht auf den Menschen gibt es in der Bibel von Anfang an auch noch eine andere Wirklichkeit: die Verheißung Gottes, dass Frieden, Gewaltfreiheit und Versöhnung möglich sind, dass Menschen trotz allem menschlich miteinander und mit der



ganzen Schöpfung umgehen können. So werden zum Beispiel die Propheten – wie wir es ja in der Lesung gehört haben – nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen. In Jesus Christus hat dieser gottgewollte Friede dann endgültig seine Gestalt gefunden. Er ist der wahre Brückenbauer zwischen uns Menschen und zwischen Himmel und Erde. Seine Weise, mit den Armen und Ausgestoßenen umzugehen, ist ein Ausdruck dafür, wie sehr der Friede Gottes mit ihm angebrochen ist. Wenn er nun in der Bergpredigt diejenigen selig preist, die Frieden stiften, so gilt das nicht einer erwählten Elite. Es gilt allen, die sich auf ihn einlassen, damals wie heute. Und es ist keine weltfremde Utopie, sondern die Gabe, die Wirklichkeit mit anderen Augen zu sehen. Ja, was Jesus den Jüngern damals zugesagt hat, sagt er auch uns zu: „Wer sich mir anschließt, wird die Kraft haben, sich mit anderen zu versöhnen, die Feinde zu lieben, auf Gewalt zu verzichten“. Dann braucht es keine Abschreckung und keine Vergeltung mehr.

Zugleich scheut er sich aber auch nicht, die Kehrseite der Medaille anzusprechen. Im Matthäusevangelium ist dazu eine merkwürdige Aussage Jesu überliefert. „Ich bin nicht gekommen“ – so heißt es da (10,34) – „um Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Das ist kein Aufruf zur Gewalt, sondern bedeutet: Wer sich zum Frieden bekennt, muss mit Konflikten rechnen. Das hat Jesus selbst bis zum bitteren Ende erfahren. Er, der wie kein anderer den Friedenswillen Gottes verkörperte, wurde schließlich ein Opfer seiner Gegner.



Dennoch hat sich durch ihn alles geändert, denn Gott hat ihn aus diesem Tod errettet. Das ist für uns Christen die Basis. Der Friede Gottes hat sich durch Tod und Auferstehung Jesu endgültig durchgesetzt. Seitdem ist es für alle Menschen möglich, sich dieser Dynamik des Friedens anzuschließen. Dafür sollen wir, die wir auf Christi Namen getauft sind, Zeugen und Zeuginnen sein. Wir sind berufen, in dieser Welt, die von Hass und Unfrieden geprägt ist, Brücken zu bauen, immer wieder das

Unmögliche zu wagen, die Sehnsucht nach einem umfassenden Frieden niemals aufzugeben und dafür einzustehen, dass – wie der selige Carl Lampert sagte – „Menschen wieder Menschen werden“. Es ist nicht unsere eigene Stärke, die uns ein solches Lebenszeugnis ermöglicht. Der Friede, zu dem Christus uns aufruft, ist zuallererst eine Gabe. Dahinter steht die Erfahrung geschenkter Liebe. Nur auf dieser Grundlage sind wir frei und in der Lage, uns darauf einzulassen. Alles andere wäre anmaßend und würde uns auch überfordern.

Konkretionen

Was folgt daraus aber nun für unser menschliches Zusammenleben? Welche Konsequenzen hat das für politische Entscheidungen, wie sie derzeit ja fast täglich zur Debatte stehen? Kann man Frieden schaffen ohne Waffen? Darf es in bestimmten Fällen militärische Einsätze zugunsten Verfolgter geben? Dürfen zum Beispiel Terrorgruppen wie die Dschihadisten des „Islamischen Staates“ dann gewaltsam gestoppt werden? Was bedeutet die christliche Friedensethik in einem solchen Fall? Ich meine, dass es hier keine einfachen Antworten, kein „schwarz“ oder „weiß“ geben kann. Militärische Gewaltanwendung ist aus der Perspektive des Glaubens immer problematisch. Wie leicht geschieht es, dass dadurch nur noch weiter an der Spirale der Gewalt gedreht wird. Da wir aber in einer Welt leben, in der es die Wirklichkeit des Bösen gibt, kann das Ziel der Gewaltfreiheit mit der Pflicht kollidieren, Menschen vor Terror und Gewalt zu schützen. Wenn dann alle Mittel, einen politischen Kompromiss zu finden, ausgeschöpft sind, – und tatsächlich auch nur dann – kann es als „ultima ratio“ geboten sein, den bedrängten Menschen auch mit militärischen Mitteln zu Hilfe zu kommen, um die Angreifer zu stoppen. Das aber sollte von allen Seiten mitgetragen werden, und dazu braucht es das Gespräch der Internationalen Staatengemeinschaft.

Auf jeden Fall muss jedoch die weit größere Anstrengung darauf gerichtet werden, die Ursachen von Gewalt und Unfrieden zu überwinden. Dauerhafter Friede hängt davon ab, wie sehr Menschen in Würde leben können, so dass sie Zugang zu allem haben, was sie zum Leben brauchen: „Nahrung, Wasser, Unterkunft, Verpflegung, Bildung und die Möglichkeit, eine Familie zu gründen und zu unterhalten“ (Papst Franziskus). Sich in diesem Sinne für Gerechtigkeit und Solidarität einzusetzen, ist deshalb unsere Aufgabe als Christen. Das kann die Arbeit in einem konkreten Friedensdienst sein oder auch einfach die Unterstützung derer, die sich so engagieren. Das kann

Zivilcourage in Situationen sein, wo ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger verunglimpft werden. Das kann auch der Einsatz einer Gemeinde für die vielen Flüchtlinge aus dem Irak oder aus Syrien sein, die derzeit auf unsere Hilfe angewiesen sind. Mit der „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“ haben wir dazu auf Bistumsebene ein markantes und hilfreiches Zeichen gesetzt.

Initiativen für den Frieden brauchen aber auch eine Basis in unserem persönlichen Leben. Das Wort Jesu: „Selig, die Frieden stiften“, will sich in unsrem Alltag auswirken. Da gibt es viele Gelegenheiten, im Sinne Jesu Brücken zu bauen. Ganz entscheidend ist es, mit den Augen anderer sehen zu lernen und bereit zu sein, die eigene Meinung zu überdenken. Das ist geradezu die Grundlage jeder Friedensarbeit. Kinder können zum Beispiel in der Familie, in den Kindertagesstätten und Schulen einüben, wie man Konflikte in diesem Sinne löst. Je mehr sie lernen, anderen zuzuhören und sich in sie hineinzusetzen, desto eher werden sie auch als Erwachsene fähig sein, andere gelten zu lassen. Wichtig scheint mir auch, dass Kinder von klein auf lernen, mit den modernen Medien gut umzugehen, denn diese Medien sind immer wieder von Gewalt durchtränkt. Deshalb braucht es sowohl in den Familien als auch in den Schulen und in der Jugendarbeit eine Medienpädagogik, die Kinder und Jugendlichen zur kritischen Distanz befähigt. Zu Frieden und Versöhnung gehört es auch, achtsam mit unserer Schöpfung umzugehen. Um darüber hinaus Frieden im eigenen Umfeld zu stiften, braucht es oft gar keine großen Taten. Jeder und jede von uns kennt sicher Personen, mit denen wir uns schwertun: in der eigenen Familie, in der Nachbarschaft oder in der Gemeinde. Je mehr wir versuchen, das Gute in ihnen zu sehen, desto eher könnte es auch gelingen, den ersten Schritt aufeinander zuzugehen. Und schließlich ist es eine große Aufgabe, für den Frieden zu beten. Vielleicht wird uns dabei auch deutlich, wie sehr der Friede Jesu Christi ein Wunder ist, das sich gegen alle Logik der Gewalt durchsetzen kann. Vor 25 Jahren waren es Kerzen und Gebete, die dazu beigetragen haben, dass Mauern gefallen sind. Wer könnte uns daran hindern, uns auch weiterhin auf diesen Weg des Friedens einzulassen?

„Selig, die Frieden stiften.“ Trauen wir dieser Verheißung Jesu. Trauen wir nach unseren Möglichkeiten dazu bei, dass Menschen menschlich bleiben oder Menschen wieder Menschen werden können. Bauen wir im Großen wie im Kleinen Brücken des Friedens. Mit Christus scheint dies nicht hoffnungslos zu sein. Er ist der Anfang einer neuen Welt. „Mit ihm“ – so heißt es in einem Lied des letzten Katholikentages – „gehn wir voran, bricht sich der Himmel Bahn“.

Dem Ungeist widerstehen

Firmpredigt in der Pfarrei Carl Lampert in Halle
am 15. November 2014

Mit dem Strom schwimmen?

Schwimmt nicht mit dem Strom! Hängt Euern Mantel nicht nach dem Wind! Folgt nicht dem Zeitgeist! Beugt euch nicht jeder Mehrheitsmeinung! Redet nicht die Stammtischparolen nach! Warum eigentlich nicht? Das tun doch die meisten. Nur so scheint man vernünftig überleben zu können. Warum soll man sich das Leben denn schwerer machen als es sowieso schon ist?

Bewusst und noch häufiger unbewusst tauchen viele in der Masse unter, lassen sich ihre eigene Meinung abnehmen und reagieren wie programmiert. Das ist nicht etwa eine böswillige Behauptung, sondern durchaus wahrnehmbar und sogar experimentell nachgewiesen. So hat Solomon Aschl, ein amerikanischer Soziologe, schon vor über 50 Jahren entsprechende Tests durchgeführt. Neun Personen, die nebeneinander saßen, sollten sagen, welche von drei Linien an der Tafel in ihrer Länge einer vorangestellten Musterlinie entspreche. Nur die letzte Versuchsperson wurde wirklich getestet. Alle anderen waren eingeweiht und gaben nacheinander mit großer Sicherheit falsche Antworten. Erschütternderweise war ihr Einfluss enorm: Nur 20 Prozent aller Personen, die sich jeweils als letzte zu äußern hatten, wagten die leicht erkennbare Lösung zu verteidigen. Über 60 Prozent der anderen trauten sich nicht, dazu zu stehen, sondern erlagen der sie offenbar erdrückenden, aber falschen Mehrheitsmeinung. Für die meisten Menschen scheint es fast ein ehernes Gesetz zu sein, sich zurückzunehmen und nichts zu riskieren – vor allem, wenn noch äußerer Druck oder Angst hinzukommen und Benachteiligungen als möglich erscheinen. Was aber dann, wenn Freiheit und Würde des Menschen auf dem Spiel stehen, wenn seine Rechte mit Füßen getreten oder menschenverachtendes Denken und Handeln salonfähig werden? Ist es dann nicht spätestens Zeit, die Welt kritischer zu betrachten, sich zu einer eigenen Meinung aufzuraffen, nicht mehr weiterhin nur zuzuschauen und zu schweigen, sondern die Stimme zu erheben und zu handeln?

Christen als Fremdkörper

Als Christen ist dies geradezu unser Auftrag, Ungeist zu entlarven und für eine menschenwürdigere Welt einzutreten. Mit diesem hohen

Anspruch macht man sich nicht unbedingt beliebt. Zu Recht werden wir oftmals hinterfragt und auf unser eigenes Versagen hingewiesen. Dass wir nicht immer Jesu Maßstäben gerecht werden, gestehen wir ohne weiteres ein und bedauern es. Manchmal werden unsere Vorstellungen jedoch auch ungerechterweise lächerlich gemacht und billig abgetan. Andererseits braucht unsere Gesellschaft nach wie vor Herausforderungen, die die Geister scheiden und lebenswichtige Werte nicht in Vergessenheit geraten lassen.

Schon das Johannesevangelium spricht vom Hass der Welt, dem christliche Gemeinden ausgesetzt sind. Wie ihrem Gründer wird es auch ihnen nicht erspart bleiben, verfolgt zu werden. Christen leben in dieser Welt und sind doch – wenn sie ihren Glauben ernstnehmen – irgendwie provozierende Fremdkörper. Ihre Heimat ist – wie Paulus einmal sagt (Phil 3,20) – im Himmel. Und im Diognetbrief, der am Ende des 2. Jahrhunderts verfasst wurde, heißt es über die Christen: „Sie bewohnen das eigene Vaterland, aber wie Beisassen. Sie nehmen an allem teil wie Bürger, und alles ertragen sie wie Fremde. Jede Fremde ist ihr Vaterland und jedes Vaterland eine Fremde ... Auf Erden weilen sie, aber im Himmel sind sie Bürger.“

Das bedeutet aber nicht, dass wir Christen weltfremde Eigenbrötler, idealistische Spinner oder unverlässliche Mitbürger seien. Selbstverständlich bejahen wir Gottes gute Schöpfung und nutzen dankbar ihre Möglichkeiten. Selbstverständlich zahlen wir Steuern und kümmern uns mit um das Gemeinwohl. Dennoch mühen wir uns darum, nicht in der Welt aufzugehen. Der Begriff „Welt“ steht nämlich auch für jene Wirklichkeit, in der die Menschheit bereits ihre zerstörerischen Spuren und sündhaften Verhältnisse hinterlassen hat – gewissermaßen die Kehrseite der Medaille. Und auf der erscheinen zum Beispiel der Bruderkiller Kain als Prototyp für Mord und Totschlag oder der Turmbau zu Babel als Ausdruck menschlichen Größenwahns, der ohne Gott auskommen und ihm gleich sein will. Das ist nicht mehr die gottgewollte, sondern eine verkehrte Welt. Und dazu stehen wir Christen in kritischer, aber nicht liebloser oder untätiger Distanz. Andererseits ist es unsere Berufung und Sendung, an der Freude und Hoffnung wie an der Trauer und Angst aller Menschen teilzunehmen und uns im Geiste Jesu Christi für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung zu engagieren.

Wer mit Leib und Seele Gott vertraut und ihn mehr als irgendwelche Menschen fürchtet oder liebt, vermag dabei manchmal tatsächlich auch sein Leben für einen höheren Wert als die Selbsterhaltung einzusetzen. Gott zu fürchten und zu lieben, verdummt und versklavt nicht,

wie manche vielleicht meinen, sondern macht freier im Umgang mit den Menschen und mindert die Furcht vor ihnen.

Mut zur Zivilcourage

Heute gedenken wir eines Geistlichen, der mit außergewöhnlichem Mut gewagt hat, seinem Gewissen zu folgen und dem Ungeist zu widerstehen. Dass das verbrecherische Regime Hitlers die menschliche Würde mit Füßen trat und Unzählige ermordete, hatte er nicht schweigend hinnehmen können. Dafür wurde er vor 70 Jahren nicht weit von hier im Zuchthaus „Roter Ochse“ hingerichtet. Wie standhaft er war, belegen auch die Verhörprotokolle. „Herr Lampert“ – so wird er da aufgefordert – „sind Sie doch vernünftig, verlassen Sie die Kirche und das Priestertum. Das ist doch alles nur Hokuspokus. Zeugen Sie Kinder für den Führer Adolf Hitler. Ich werde Ihnen einen guten Posten verschaffen!“ Darauf erwiderte Carl Lampert: „Herr Kommissar, ich liebe meine Kirche. Ich bleibe meiner Kirche treu und auch dem Priesteramt. Ich stehe für Christus und liebe seine Kirche.“ Außerdem lautete eine Frage auch: „Was schätzen Sie höher: das Evangelium oder Hitlers ‚Mein Kampf‘?“ Und Carl Lamperts Antwort war: „Das Evangelium ist Gottes Wort und verkündet die Liebe. Das Buch des Herrn Hitler ist das Werk eines Menschen und predigt den Hass.“ Worin seine Haltung begründet war, kommt auch in einem Brief zum Ausdruck, den er im April 1943 aus dem Gestapogefängnis in Stettin an seinen Bruder Julius geschrieben hat. Darin heißt es: „Hätte ich nicht eine innere Kraft, so möchte man verzweifeln an solchem Wahnsinn des Lebens.“ Im Glauben verwurzelt zu sein, bedeutete für ihn, im Vertrauen auf Gott das eigene Leben einzusetzen, bedeutete aber auch, in einer fast ausweglosen Situation immer noch Kraft und Rückhalt zu erfahren. Wenn Gott zu ihm hielt, wer vermochte ihn dann von seiner Liebe zu trennen?

Auch heute könnten christliche Glaubensgewissheit und Gottesfurcht Menschen befähigen, ihrem Gewissen zu folgen und Zivilcourage an den Tag zu legen. Selbstverständlich sieht dies in einer freiheitlichen Demokratie anders aus als in einer Diktatur, Herausforderungen gibt es aber genügend. Wie oft werden Vorurteile geschürt, Klischees verfestigt und Meinungen manipuliert. Wie oft werden Einzelne oder bestimmte Gruppen ausgegrenzt. Andererseits wird inzwischen aber auch eine Beliebigkeit propagiert, nach der alles erlaubt und alles gleich gültig ist. Freiheit erscheint als absolute Beliebigkeit und Toleranz als Gleichgültigkeit. Wenn sich dies durchsetzte, würde in einer solchen

Gesellschaft die Maxime gelten: „Sage, was immer du willst, es wird sich doch nichts ändern.“ Dann bräuchte man freilich auch keine Zivilcourage mehr.

Noch aber fußt unsere Gesellschaft auf gemeinsamen Werten, die es tagtäglich zu pflegen und zu verteidigen gilt. Mit dem Strom mitzuschwimmen, Unrecht nicht wahrhaben zu wollen oder still zu protestieren, reicht dabei nicht. Man muss schon den Mut haben, sich eine eigene Meinung zu leisten und dafür mit Wort und Tat einzustehen. Wenn die Pfarrei Halle-Nord ab jetzt den Namen Carl Lamperts trägt, dann verbindet sich damit nicht nur die Erinnerung an einen heldenhaften Menschen, sondern auch und vor allem das Vermächtnis an alle Gemeindeglieder und besonders an Euch Jugendliche, die Ihr heute gefirmt werdet, sich immer wieder darum zu mühen, angstfreier und geistvoller zu leben. Als ein Zeichen dafür überreiche ich Euch Jugendlichen darum auch heute die Urkunde, auf der die Umbenennung Eurer Pfarrei festgehalten ist.

Bitten wir alle im Sinne Carl Lamperts auch immer wieder um die Kraft, unserer Berufung und Sendung als Christen noch gerechter zu werden:

Herr, mache mich zu einem Werkzeug deines Friedens,
dass ich liebe, wo man hasst;
dass ich verzeihe, wo man beleidigt;
dass ich verbinde, wo Streit ist;
dass ich die Wahrheit sage, wo Irrtum ist;
dass ich Glauben bringe, wo Zweifel droht;
dass ich Hoffnung wecke, wo Verzweiflung quält;
dass ich Licht entzünde, wo Finsternis regiert;
dass ich Freude bringe, wo der Kummer wohnt.
Herr, lass mich trachten,
nicht, dass ich getröstet werde, sondern dass ich tröste;
nicht, dass ich verstanden werde, sondern dass ich verstehe;
nicht, dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe.
Denn wer sich hingibt, der empfängt:
Wer sich selbst vergisst, der findet;
wer verzeiht, dem wird verziehen;
und wer stirbt, der erwacht zum ewigen Leben.

Worum sollte es uns eigentlich gehen?

Predigt beim Dies sacerdotalis 2015

„Der Herr hat mich gesalbt“

Wenn jemand ein wichtiges Amt übernimmt, richtet sich das Interesse der Öffentlichkeit darauf, was er oder sie für ein Programm hat. Meistens kommt das in der ersten Ansprache oder Veröffentlichung zum Ausdruck. An der Universität ist es zum Beispiel die Antrittsvorlesung, die zu erkennen gibt, wo der neue Professor oder die Professorin steht. Ähnlich ist es bei der ersten Rede eines Bundespräsidenten oder der ersten Enzyklika eines Papstes. Und ich meine, es zeigt sich auch in den ersten Äußerungen eines neuen Priesters oder Diakons, wie er seinen Dienst sieht und worum es ihm dabei zutiefst geht.

Von einer solchen „Antrittspredigt“ hören wir im heutigen Evangelium. Lukas berichtet darin vom ersten öffentlichen Auftritt Jesu in seiner Heimatstadt. Wie es im Synagogengottesdienst üblich war, trägt dieser zunächst eine Lesung vor. Es ist die Lesung aus dem Propheten Jesaja, die vorhin auch zu hören war. Zur Überraschung aller bezieht Jesus diese Lesung aber auf sich selbst: „Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt“ (Lk 4, 21). Er weiß sich durch Gott bevollmächtigt, den Menschen Heil und Heilung zuzusprechen. Ja, mehr noch: er weiß sich bevollmächtigt, so zu handeln, dass dieses Heil jetzt erfahrbar wird. Er sieht seinen Auftrag darin, sich den Armen aller Art so zuzuwenden, dass sie spüren: Gott ist wirklich mit uns. Und die Salbung ist es, die Jesus diese Vollmacht verleiht. In einzigartiger Weise ist er so vom Heiligen Geist durchdrungen, dass Gott selbst unauslöschlich durch ihn handelt: „Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt“ (Lk 4, 18).

Liebe Schwestern und Brüder, durch Taufe und Firmung ist diese Salbung auch auf uns alle übergegangen, haben wir den Geist des Herrn empfangen und deshalb den Auftrag, wie Jesus die Frohe Botschaft anschaulich und konkret werden zu lassen. „Seine Salbung ist“ – wie Papst Franziskus sagt – „für die Armen, die Gefangenen, die Kranken und für die, welche traurig und einsam sind“. Und das gilt zunächst einmal grundsätzlich allen Christen und Christinnen. In ganz eigener Weise gilt dies jedoch für uns Bischöfe, Priester und Diakone. Durch die Weihe sind wir in besonderer Weise befähigt und herausgefordert, das Öl der Salbung zu den Menschen fließen zu lassen, sie zu stärken und zu ermutigen. Darum geht es letztendlich

bei allem, was den Dienst von Geweihten ausmacht. Und darin sehen – wofür ich als Bischof von Herzen dankbar bin – auch viele unter uns tatsächlich ihre Berufung und Sendung, den Menschen das Evangelium Jesu Christi zu erschließen und ihnen die Liebe Gottes immer neu nahezubringen.

Versuchungen in der Seelsorge

Zugleich aber sind wir nicht davor gefeit, manchen Versuchungen zu erliegen und – bewusst oder unbewusst – mehr irdischen Gesichtspunkten und Maßstäben als himmlischen Seligpreisungen zu folgen. Das Öl, das durch uns fließen soll, kann im Laufe der Zeit – bildlich gesprochen – durchaus ranzig werden. Wodurch?

Nun, da gibt es zum Beispiel gelegentlich einen Mangel an Selbstlosigkeit oder eine Überdosis an Egozentrismus: Menschen werden – aus was für Gründen auch immer – mehr auf die eigene Person fixiert als auf Christus verwiesen. Vieles steht und fällt dabei mit einem bestimmten Seelsorger, seinem Charme und seiner Faszination. Damit ist nicht in Abrede gestellt, was jemand einmal kritisch so formulierte: „Wir verkündigen noch nicht einmal uns selbst, geschweige denn Christus.“ Unseren Worten und Taten soll durchaus anzumerken sein, was sie mit unserem eigenen Leben zu tun haben und wie wir persönlich dahinterstehen. Das ist nicht nur gut und richtig, sondern sogar erforderlich und lobenswert. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, was Papst Franziskus recht drastisch so ausdrückt: „Die Salbung ... ist nicht dazu da, uns selbst in Duft zu hüllen“ oder uns einzuölen „und uns salbungsvoll-heuchlerisch, glanzliebend und selbstgefällig-glatt“ zu machen. Darüber hinaus – und damit spricht Papst Franziskus noch einen anderen Aspekt an – „kann man bei vielen in der Seelsorge Tätigen, einschließlich der gottgeweihten Personen eine übertriebene Sorge um die persönlichen Räume der Selbständigkeit und der Entspannung feststellen, die dazu führt, die eigenen Aufgaben wie ein bloßes Anhängsel des Lebens zu erleben, als gehörten sie nicht zur eigenen Identität“ (Evangelii gaudium 78). Die Salbung in dieser Weise für sich selbst zu behalten, ist nicht nur ein Verrat an der eigenen Berufung; so etwas macht auch traurig und unzufrieden. Deshalb ist es immer wieder notwendig, dass wir uns ehrlichen Herzens vergewissern, worum es uns eigentlich geht: um uns und unsere sehr persönlichen Vorstellungen und Träume vom Leben – was wir manchmal religiös kaschieren – oder wirklich darum, durch unseren geistlichen Dienst Menschen zu Christus hinzufüh-

ren und ihnen das zu vermitteln, was er ihnen geben will. Manchmal verbindet sich das auch mit der Herausforderung, anderswohin zu gehen und eine neue Aufgabe zu übernehmen oder aber, wenn der Ruhezustand erreicht ist, wirklich loslassen zu können und nicht weiterhin zu versuchen, seinen Einfluss geltend zu machen. Was bei der Bundeswehr – wie ich erst neulich hörte – noch selbstverständlich sein soll, dürfte wohl erst recht unter uns nicht verlorengehen.

Eine andere Versuchung könnte darin bestehen, dass wir die Kirche Jesu Christi unmerklich zu einer Art „Kulturverein“ werden lassen. Man orientiert sich nostalgisch an der jüngsten Vergangenheit, daran, wie es angeblich immer schon war, achtet besonders auf Äußerlichkeiten, beklagt oder ignoriert herausfordernde Veränderungen, setzt weiterhin vor allem auf ein geselliges Vereinsleben und meint genau zu wissen, worin das Wesentliche des Glaubens und der Kirche besteht. „Bei einigen“ – so schreibt Papst Franziskus – „ist eine ostentative Pflege der Liturgie, der Lehre und des Ansehens der Kirche festzustellen, doch ohne dass ihnen die wirkliche Einsenkung des Evangeliums und die konkreten Erfordernisse der Geschichte Sorgen bereiten. Auf diese Weise verwandelt sich das Leben der Kirche in ein Museumsstück oder in ein Eigentum einiger weniger“ (Evangelii gaudium 95). Und tatsächlich: Auch wenn es wichtig ist, kirchliches Erbe zu pflegen und Traditionen am Leben zu erhalten, so dürfen sich Bischöfe, Priester und Diakone doch letztlich nicht in die Rolle von Nachlassverwaltern drängen lassen. Wir sind vielmehr dazu aufgerufen, neue verantwortbare und zukunftsfähige Wege zu suchen und zu bereiten. Denn jede Zeit ist Heilszeit. Darum kann in jeder Epoche und Phase auf andere Weise gelten: „Heute hat sich das Schriftwort erfüllt“, das der Prophet Jesaja gesprochen hat. „Ihr müsst deshalb nicht“ – wie Karl Rahner einmal geschrieben hat – „ein Trachtenvereinschristentum konservieren, sondern ein neues Heidentum erobern“.

Und noch eine Versuchung möchte ich nennen, die Seelsorgern zu schaffen machen kann. Es ist die Gefahr, im Laufe des Dienstes gleichgültig und müde zu werden. Da sind die oftmals eintönigen alltäglichen Abläufe und manche aufreibenden Widerstände, da ist die zunehmende Überalterung in unseren Gemeinden und das Empfinden, dass mit der Kirche in unserem Land anscheinend „alles den Bach hinuntergeht“. Je nach Persönlichkeitstyp reagieren die einen darauf mit Betriebsamkeit, die anderen mit Zynismus oder stiller Resignation. Wieder andere werden pedantisch und machen nur noch „Dienst nach Vorschrift“.

Die Gnade wieder entfachen

Um dem nicht zu verfallen, sind wir alle dazu herausgefordert, uns wieder neu auf Christus einzulassen, der uns gerufen hat. „Entfache“ – so heißt es im zweiten Brief an Timotheus (1,6f.14) – „die Gnade wieder, die dir durch die Auflegung meiner Hände zuteil geworden ist. Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit... Bewahre das dir anvertraute kostbare Gut durch die Kraft des Heiligen Geistes, der in uns wohnt.“

Die Gnade entfachen: Wie könnte das geschehen? Dazu rät Papst Franziskus: Geht aus euch heraus! Denn – so schreibt er – „aus sich selbst herausgehen, um sich mit den anderen zusammenzuschließen, tut gut... Das Evangelium lädt uns immer ein, das Risiko der Begegnung mit dem Angesicht des anderen einzugehen, mit seiner physischen Gegenwart, die uns anfragt, mit seinem Schmerz und seinen Bitten, mit seiner ansteckenden Freude in einem ständigen unmittelbar physischen Kontakt. Der echte Glaube an den Mensch gewordenen Sohn Gottes ist untrennbar von der Selbsthingabe, von der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, vom Dienst, von der Versöhnung mit dem Leib der anderen. Der Sohn Gottes hat uns ... zur Revolution der zärtlichen Liebe eingeladen“ (Evangelii gaudium 87 f.).

Liebe Mitbrüder, „Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt“. Dieses Wort Jesu aus seiner „Antrittspredigt“ ist uns ins Herz geschrieben. Wir, die wir für unseren Dienst vom Herrn gerufen und gesalbt wurden, stehen mit unserer Existenz dafür ein, dass sich diese Zusage tatsächlich immer wieder sehr konkret erfüllt. Heute: das heißt für alle Menschen in jeder Lebenslage. Heute ist der Tag der Erlösung – Erlösung von jeder noch so drückenden Last, von jeder noch so verfahrenen Situation. Deshalb ist es unsere Aufgabe, „den Armen eine gute Nachricht zu bringen, den Gefangenen Entlassung zu verkünden, den Blinden das Augenlicht, die Zerschlagenen in Freiheit zu setzen und ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen“ (vgl. Lk 4, 18f.). Das ist die Sendung der Kirche. Das macht unsere Identität aus. Das fordert uns als Geweihte heraus. Wer in lebendiger Verbindung mit Jesus Christus bleibt, der wird auch die Kraft erhalten, den vielfältigen Versuchungen zu widerstehen und den Menschen tatsächlich das Evangelium nahezubringen. Mögen viele durch unseren Dienst an der Verkündigung und an den Sakramenten, durch unsere Worte und Werke, ja durch unser ganzes Dasein das Öl der Freude empfangen, das Jesus Christus uns gebracht hat.

Prinzip „Hoffnung“

Predigt am Ostersonntag 2015

Warum hat es die Hoffnung so schwer?

„Warum hat es die Hoffnung derzeit eigentlich so schwer?“ So hat mich vor wenigen Tagen ein Journalist anlässlich des Osterfestes und seiner Botschaft gefragt. Wenn man auf unsere aktuelle Situation schaut, scheint die Antwort auf der Hand zu liegen. Der islamistische Terrorismus mit seinen verheerenden Folgen im Nahen Osten, Afrika und anderswo, die weltweit zunehmende Bedrohung durch Anschläge, der Konflikt um die Ukraine und Russland, die europäischen Wirtschafts- und Währungsprobleme, der Ansturm von Flüchtlingen und mancher irrationale Widerstand gegen ihre Aufnahme, der tragische Flugzeugabsturz der vorletzten Woche, verschiedene Naturkatastrophen, aber auch der Abwärtstrend der demographischen Entwicklung in weiten Teilen unserer Region lösen bei vielen – bewusst oder unbewusst – tiefe Ängste aus. Viele sind der Meinung, wer heute eine Hoffnung habe, müsse ein Tor sein oder ein Träumer oder aber ein Verzweifelter: ein Tor, der nicht sieht, was kommt; ein Träumer, der Wünsche für Wirklichkeiten hält; ein Verzweifelter, der seine Angst mit farbigen Bildern übermalen muss.

Doch, war das jemals anders? Hat es die Hoffnung schon irgendwann einmal leichter gehabt? Ist sie nicht zu jeder Zeit und unter allen Umständen eine Zumutung? Zeigt sich das nicht schon bei unseren mehr oder weniger kleinen beziehungsweise großen Wünschen und Erwartungen? Da hofft ein Schüler zum Beispiel, dass die Klausur gut läuft. Da hofft eine Jugendliche, dass sie nach dem Schulabschluss eine Arbeitsstelle findet. Da hoffen Paare, dass ihre Ehe halten wird. Da hofft jemand, wieder gesund zu werden. Hinter solchen Hoffnungen steht natürlich immer der Wunsch, dass sich das, was erhofft wird, auch erfüllen möge. Was ist aber, wenn das nicht eintritt: wenn eine Beziehung trotz aller Bemühungen zerbricht, wenn ein Kranker doch nicht gesund wird, wenn das, woran man geglaubt hat, sich plötzlich als Illusion erweist? Woran kann man sich dann noch halten?

Ja, die Hoffnung hat es tatsächlich schwer. Oftmals spricht eigentlich alles gegen sie. Kann man ohne Hoffnung aber überhaupt leben, kann man ohne sie die Gegenwart auf Dauer aushalten? Brauchen wir nicht sogar den Glauben an das Unglaubliche, damit möglich werden kann, was normalerweise als unmöglich erscheint? Wie könnte

es sonst nur irgendeinen Fortschritt oder eine Verbesserung geben? Fehlte uns dann nicht der Elan und die Kraft, sich für eine Veränderung der bestehenden Verhältnisse einzusetzen und notfalls sogar dafür zu kämpfen? Würden wir nicht stattdessen eher resigniert dahinvegetieren, uns vielleicht zynisch behaupten oder schließlich ganz verzweifeln? Ohne jegliche Hoffnung scheint man also nur schwer oder gar nicht leben zu können. Wie aber entsteht Hoffnung? Woher kommt sie? Wie kann man sie finden?

An das Unglaubliche glauben

Nun, eine Voraussetzung für sie besteht schon einmal darin, dass die Zukunft nicht unweigerlich festgeschrieben, sondern vielmehr grundsätzlich offen ist. Geschichte kennt keine Notwendigkeit. Immer kann etwas noch ganz anders kommen als befürchtet, erwartet oder geplant. Auch wenn wir oftmals den Eindruck haben, wir drehen uns wie in einem Hamsterrad, alles sei nur eine ständige Wiederkehr in einem ewigen Kreislauf, erleben wir doch durchaus auch echte Überraschungen und wirklich „Neues unter der Sonne“. Setzt damit aber nicht unwillkürlich so etwas wie Hoffnung ein, letztendlich sogar Hoffnung auf einen guten Ausgang und kein schreckliches Ende?

Aber auch die Erinnerung kann Hoffnung wecken oder beflügeln: die Erinnerung an eigene Erlebnisse oder die Erfahrungen früherer Generationen, an Höhen und Tiefen, Schicksalsschläge und Glücksmomente, Erfolge und Versagen, besonders aber an die Überwindung von Krisen, an Aufbrüche und Neuanfänge. Wisst Ihr noch, – so habe ich es manchmal von Älteren gehört – damals im Krieg, nach der Vertreibung oder auf der Flucht, wie wir fast nichts zu essen hatten und frieren mussten und dennoch überlebt haben?! Und von anderen: Wir waren damals viele Geschwister und konnten uns nur wenig leisten, und doch ist aus uns allen etwas geworden. Und selbst bleibt mir als ehemaligem DDR-Bürger unvergesslich, wie auch vor 1989 Menschen Zivilcourage bewiesen haben und wie ich mir trotzdem noch kurz vor dem Mauerfall nicht vorstellen konnte, dass unser Dasein hinterm Zaun bald ein Ende haben würde. Dann aber geschah Unvorstellbares.

Zur Hoffnung anregen kann darüber hinaus oder vor allem aber auch die Erinnerung an die biblische Geschichte vom Unheil der Menschheit und vom Heilshandeln Gottes. Gerade zu Ostern werden wir dabei mit Beispielen konfrontiert, die in besonderer Weise zum Ausdruck bringen, wie das Unwahrscheinliche über das Wahr-

scheinliche triumphiert. Da hören wir von Unrecht und Leid, von Lüge und Verrat, von Zerstörung und Tod, zugleich aber auch von denen, die all das zu erdulden hatten, die sich jedoch nicht entmutigen ließen und die letztlich sogar befreit und erlöst wurden. Es sind Erzählungen, die sich dem Gedächtnis der Menschheit eingepägt haben, Erzählungen, aus denen sich schöpfen lässt, in lichten wie in finsternen Zeiten. Die erste von ihnen, aus dem Buch Exodus, berichtet vom Auszug der Israeliten aus Ägypten. Für die Juden ist dieses Ereignis konstitutiv und Anlass ihres jährlichen Pessachfestes. Auch für uns Christen hat es eine große Bedeutung; in jeder Osternacht ist davon zu hören. Gegen alle Erwartung – so überliefert es die Tradition – gelingt dem unterdrückten Volk Israel die Flucht aus der Knechtschaft. Inmitten des Unheils geschieht Heil, führt Gott sein Volk in die Freiheit. Daran Jahr für Jahr zu erinnern, diese Erfahrung von Generation zu Generation weiterzugeben, regt an und macht Mut, vertrauensvoller zu leben. Ebenso ist es mit den beeindruckenden Erzählungen und der österlichen Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi. Tot ist eigentlich tot; da kann man höchstens noch den Leichnam salben und das Grab verschließen. Stattdessen machen die Jünger Jesu und einige Frauen aber die unglaubliche Erfahrung, dass der Gekreuzigte auferweckt wurde und das Leben stärker ist als der Tod.

Es gibt also durchaus Gründe, sich nicht mit dem abzufinden, wie es ist und angeblich immer bleiben wird. An das Unglaubliche zu glauben, ist auch in unserer Zeit möglich. Ja, wir brauchen über unsere gewöhnlichen Vorstellungen hinaus sogar den Glauben an das Unglaubliche. Wir brauchen die Hoffnung, die unseren Horizont übersteigt. Wir brauchen ein Vertrauen auf – wie es der Philosoph Ernst Bloch nennt – das „Noch-Nicht“, wir brauchen das „Prinzip Hoffnung“. Denn nur so kann auch wirklich Veränderung geschehen, kann Unfreiheit und Knechtschaft überwunden und unser bisweilen enger Horizont überschritten werden.

„Kleiner Funke Hoffnung...“

Ja, ohne Hoffnung wäre unsere Existenz trostlos, könnten wir nicht sinnvoll leben. Aber sie fällt uns eben nicht einfach so in den Schoß. Unser Leben ist – wie der tschechische Priester und Religionsphilosoph Tomáš Halik einmal geschrieben hat – „eine permanente Prüfung im Fach Hoffnung“. Denn eine „Hoffnung ... , die man schon erfüllt sieht, ist“ – wie es im Brief des Apostels Paulus an die Römer (Röm 8, 24) heißt – „keine Hoffnung“. Um den „kleinen Funken Hoff-

nung“ zu schützen und zu nähren, braucht es Geduld, Vertrauen und Wachsamkeit, ist es – wie Halik darüber hinaus sagt – wichtig, „die Hoffnung wie eine kleine Flamme im Sturm zu pflegen, zu behüten und zu schützen, vor der Versuchung der Hoffnungslosigkeit, gleichzeitig aber auch vor ihrer Verderbnis, vor ihrer Verfälschung, vor dem, was ein falscher Ersatz für sie wäre: die Illusion, die Projektion unserer Wünsche, utopische Versprechungen oder ein naiver Optimismus...“. Wem das gelingt, sich weder der Hoffnungslosigkeit noch einem naiven Optimismus hinzugeben, stattdessen aber seine Sehnsucht wach zu halten, wird – so meine ich – auch ansprechbar sein für die Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi.

Ja, die Hoffnung hat es immer schon schwer gehabt, nicht erst in unserer Zeit, in der so vieles uns mutlos machen könnte. Doch die Zeugen und Zeuginnen der Auferstehung Jesu Christi und viele andere Männer und Frauen in der Geschichte der Kirche laden uns ein, die Hoffnung zu wagen und auf das Unglaubliche zu setzen. Letztendlich ist die Hoffnung jedoch ein Geschenk Gottes. Er selbst kommt uns darin entgegen, damit wir nicht ins Leere laufen. Darum ist Hoffnung zutiefst auch ein Beziehungswort. Es ist die Ausrichtung auf ein Du, das immer größer sein wird als alles, was wir kennen und wissen, ein Du, das uns manchmal geheimnisvoll und dunkel erscheinen mag, ein Du aber, dessen Liebe wir trauen können.

Früher – so heißt es in einer trefflichen Beschreibung – lebten die Menschen „40 Jahre plus ewig“, heute leben sie „nur noch 90 Jahre“. Ist man ohne die Erwartung, über den Tod hinaus eine Zukunft zu haben, aber glücklicher und zufriedener? Oder anders gefragt: Schadet es, eine Aussicht beziehungsweise Hoffnung auf Vollendung zu haben? „Menschen“ – so hat es jemand (Stephan Holthaus) einmal formuliert – „die an die Ewigkeit glauben, können gelassener sein. Sie leben vom Ziel her. Die Perspektive der Ewigkeit nimmt Druck von der Zeit.“ Man kann auch sagen: Wer ein „wohin“ und „wozu“ hat, verkraftet auch fast jedes „wie“. Von daher ist der österliche Glaube an die Auferstehung Jesu Christi und aller Toten keine billige Vertröstung auf ein Jenseits; er weitet vielmehr unseren Horizont, ermöglicht trotz aller Beschwerden ein intensiveres Leben und ermutigt dazu, sich selbst mit dafür einzusetzen, dass die zwischenmenschlichen Verhältnisse schon jetzt gerechter und liebevoller werden. Ostern bedeutet darum: Hoffen, wo andere resignieren! Ängste abschütteln, weil sich Zukunft auftut! Geistvoll gegen Erstarrungen angehen! Österliche Menschen leben mit Zuversicht und stellen sich mutig der Gegenwart. Möge dies für uns alle Wirklichkeit werden und Ostern

für uns mehr sein als nur ein holdes Frühlingserwachen oder ein lustiges Eierfest.

„Ich möchte Brücken bauen“

Interview im Tag des Herrn vom 12. April 2015

Vor zehn Jahren wurde am 16. April 2005 – kurz nach dem Tod von Papst Johannes Paul II. und wenige Tage vor der Wahl von Papst Benedikt XVI. – der Magdeburger Weihbischof Dr. Gerhard Feige als Bischof des Bistums Magdeburg eingeführt.

Inzwischen ist der heute 63-jährige, nachdem in den östlichen Nachbardiözesen alle Bischofsstühle neu besetzt wurden, vom dienstjüngsten zum dienstältesten Bischof in Ostdeutschland geworden. Das flächenmäßig große Bistum Magdeburg ist in dieser Zeit von 97 000 auf 86 000 Katholiken geschrumpft. Dennoch konnte Feige fünf Männer zu Priestern und fünf zu Ständigen Diakonen weihen. Er hat in 15 Kirchen Altäre konsekriert und außerdem fünf Orgeleinweihungen vorgenommen.

Herr Bischof Feige, Sie sind viel in Ihrem Bistum unterwegs und suchen nicht zuletzt bei Ihren Visitationsreisen den Kontakt zu Menschen auch außerhalb der katholischen Kirche. An welche Begegnungen erinnern Sie sich besonders gern?

Bei meiner ersten Visitationsreihe von 2008 bis 2012 habe ich das Bistum wirklich kennengelernt und erfahren, wie vielfältig und in welchen gesellschaftlichen Beziehungen sich katholisches Leben vollzieht. Das bestätigt sich auch bei meiner unlängst begonnenen zweiten Visitationsreihe. Im Dekanat Stendal habe ich zum Beispiel Flutopferfamilien besucht und mitbekommen, wie beeindruckend sich Katholiken seit dem Hochwasser von 2013 für Betroffene eingesetzt haben und einsetzen. Die Folgen reichen ja bis in die Gegenwart. Kirche hat hier aufgrund dieses handfesten Engagements auch unter Nichtchristen einen guten Ruf. Oder jüngst habe ich zusammen mit Hauptamtlichen einer Pfarrei ein Flüchtlingsheim besucht und erlebt, wie Beziehungen zu dort untergebrachten Menschen aus Eritrea aufgenommen wurden.

Begegnungen also mit Christen im Bistum, die sich sozial engagieren ...

Erfreulich sind für mich bei den Visitationen auch die fast selbstverständlichen Treffen mit ökumenischen Partnern. Schon oft war ich dabei mit evangelischen Pfarrern oder anderen Christen in einem lebendigen Austausch über gemeinsame Herausforderungen. Berührt bin ich auch immer wieder bei den Feiern der Zulassung erwachsener Taufbewerber oder den Gottesdiensten mit den Ehe-Jubelpaaren. Ein ganz besonderer Höhepunkt ist für mich die jährliche Bistumswallfahrt zur Huysburg. In ihr sehe ich sogar eine Art Gradmesser für unsere Situation. Ich bin dankbar, dass Jung und Alt daran teilnehmen, und versuche dort bei meiner Predigt auch möglichst Richtungsweisendes zu sagen. Vor allem bewegt uns ja, wie es mit dem Glauben in unserem Raum weitergehen kann. Interessante Anregungen bietet dazu das französische Bistum Châlons-en-Champagne, zu dem wir seit 2004 recht lebendige Kontakte haben und dessen Verhältnisse unseren sehr ähneln.

Die zurückliegenden Jahre als Bischof waren aber sicher nicht nur einfach?

Als besonders schlimm ist mir das Jahr 2010 in Erinnerung. Da eskalierte der Missbrauchsskandal, und wir Bischöfe waren zunächst wie gelähmt. Außerdem hatten und haben wir im Bistum auch noch andere Probleme, die uns belasten beziehungsweise herausfordern. Dazu gehören vor allem manche Verluste durch wirtschaftliche Aktivitäten oder der Rückgang an Gemeindemitgliedern und Priestern. Eigentlich sehe ich es als meine wichtigste Aufgabe an, das Evangelium positiv ins Spiel zu bringen, und erfahre mich doch zeitweise eher dazu genötigt, irgendeinen Schaden zu begrenzen.

Die Gemeinden werden kleiner, es gibt nicht mehr genügend Priester. Sie haben jetzt in Bad Liebenwerda erstmals ein Pfarreileitungsteam eingesetzt. Wie steht es um die Zukunft der Pfarreien im Bistum?

Im Jahre 2010 wurden infolge einer Strukturreform die bisherigen Gemeinden in 44 neue Pfarreien zusammengefasst. Inzwischen aber haben wir schon für eine von ihnen keinen Pfarrer mehr, und das wird kein Einzelfall bleiben. Da ich es für wenig hilfreich halte, die Zahl der Pfarreien noch einmal zu verringern und die Gebiete zu erweitern, suchen wir im Rahmen des Kirchenrechts und der personalen Möglichkeiten vor Ort nach anderen geeigneten Lösungen. Dabei



Zum ersten Mal beauftragt Bischof Gerhard Feige ein Team - vier Laien und einen Priester - mit der Leitung einer Pfarrei.

setzen wir auf ein gutes Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen. Mehreren – unter Einbeziehung eines Priesters – wird gemeinsam die konkrete Verantwortung übertragen. Allerdings muss ich in diesem Zusammenhang auch sagen: Für mich ist unsere massive Diaspora-Situation hier im Osten Deutschlands, und da schließe ich unsere evangelischen Mitchristen mit ein, kein Unglücksfall. Gott wird sich schon dabei etwas denken, uns diese Situation zuzumuten. Darum sollten wir uns auch als schöpferische Minderheit verstehen, die den Mitmenschen aus dem Glauben heraus etwas zu bezeugen hat. Dazu brauchen wir freilich neben engagierten Ehrenamtlichen auch Priester und andere Hauptamtliche, die ein Gespür für diese Herausforderung haben, die unsere Verhältnisse kennen und sich darauf in ihrer Ausbildung möglichst realitätsnah eingestellt haben.

Nicht zuletzt engagierte Katholiken haben zu manchen kirchlichen Regelungen erhebliche Fragen. Evangelische Partner in konfessionsverbindenden Ehen sind nicht zur Kommunion zugelassen. Wiederverheiratete Geschiedene wünschen sich die Wiedezulassung zu den Sakramenten, um nur zwei Beispiele zu nennen. Wie gehen Sie damit um?

Ich weiß um das unheimliche Spannungsfeld zwischen der kirchlichen Lehre und der Wirklichkeit, in der nicht wenige Gläubige leben. Das macht auch mir zu schaffen, da ich mich weder als Funktionär verstehe, der bestimmte Positionen einfach nur durchstellt, noch als

jemand, der – wie es heißt – dem Zeitgeist hinterherläuft. Ich versuche da eher Brückenbauer zu sein, Verständnis für katholische Überzeugungen zu wecken, zugleich aber auch, mich in die Situation der Menschen hineinzudenken und nach gangbaren Lösungen zu suchen.

In welcher Hinsicht zum Beispiel?

Nehmen wir den Wunsch von Wiederverheirateten Geschiedenen, ganz in der Gemeinschaft der Kirche leben zu wollen. Nach katholischem Verständnis ist eine gültig geschlossene und vollzogene Ehe unauflöslich. Als Kirchenhistoriker kenne ich aber auch Beispiele, wie schon in der frühen Christenheit aus pastoralen Gründen mit geschiederten beziehungsweise zerstörten Ehen im Einzelfall anders umgegangen wurde als grundsätzlich vertretbar oder erlaubt. Zudem weiß ich darum, dass dies in den orthodoxen Kirchen heutzutage ähnlich praktiziert wird. Katholischerseits ist aber trotz vielfältiger theologischer und kirchenrechtlicher Überlegungen bisher keine insgesamt überzeugende Regelung in Sicht, die es den Betroffenen wenigstens ermöglicht, unter bestimmten Bedingungen wieder zu beichten und die Kommunion zu empfangen. Ich halte es aber für dringend, dass wir in dieser Frage sehr bald weiterkommen, und hoffe, dass die kommende Bischofssynode mit dazu beiträgt.

In einem ähnlichen Spannungsverhältnis sehe ich übrigens auch die Zölibatsverpflichtung für alle Priester in unserer Kirche. Zweifellos stellt die damit verbundene Lebensform einen hohen Wert dar. Aber immer weniger lassen sich darauf ein, so dass auch dadurch die Priesterberufungen dramatisch zurückgegangen sind. Da wäre es vielleicht hilfreich, sich zu erinnern, dass es in altkirchlicher Zeit neben ehelosen charismatischen Wanderpredigern, die Gemeinden gegründet haben, auch häusliche Familienväter gab, die danach für deren Leitung zuständig waren. Und in den katholischen Ostkirchen gibt es noch heute sowohl ehelose als auch verheiratete Priester. Wenn man öffentlich über dieses Thema nachdenkt, entrüsten sich jedoch manche maßlos.

Sie haben schon mehrfach beklagt, dass Sie unter den teilweise sehr rauen Umgangsformen leiden ...

Verschiedenes dieser Art habe ich mir, bevor ich Bischof wurde, tatsächlich nicht vorstellen können. Überhaupt beobachte ich, dass die Kommunikation in Kirche und Gesellschaft aggressiver geworden ist, nicht zuletzt auch aufgrund der neuen Medien, in denen man

mal den anderen fertig machen kann, ohne ihm als Menschen persönlich gegenüberzustehen. Das halte ich für eine sehr traurige Entwicklung.

Als Bischof der Region, von der die Reformation Martin Luthers ausging, leiten Sie die Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz. Wird das Reformationsgedenken 2017 zu einem wirklich ökumenischen Ereignis werden?

Nach allem, was sich bisher zeigt, muss man da differenzieren: Auf internationaler Ebene deutet alles darauf hin, dass Lutherischer Weltbund und Päpstlicher Einheitsrat diesen Anlass wirklich gemeinsam würdigen wollen. Auch in verschiedenen Regionen Deutschlands werden zwischen Landeskirchen und Bistümern oder Gemeinden dazu einige ökumenische Aktionen und Veranstaltungen vorbereitet. Gesamtdeutsch ist das Reformationsgedenken vor allem als Feier der Evangelischen Kirche und z.T. auch des Staates geplant. Darüber hinaus gibt es zwischen dem Rat der Evangelischen Kirche und unserer Bischofskonferenz aber auch mehrere Vorhaben mit ökumenischem Akzent. Dazu gehören zum Beispiel eine gemeinsame Reise von katholischen und evangelischen Bischöfen im Herbst 2016 nach Israel und ein zentraler Versöhnungsgottesdienst am Samstag vor dem 2. Fastensonntag 2017. Was Sachsen-Anhalt betrifft, so hat die hiesige Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen bereits für den Herbst dieses Jahres zu einem Versöhnungsgottesdienst nach Wittenberg eingeladen. Weiterhin ist unter dem Motto „Mit Luther zum Papst“ ein ökumenisches Jugendprojekt geplant, bei dem sich evangelische und katholische junge Leute im Herbst 2016 gemeinsam auf Romreise begeben wollen. In Dessau, Halle und Magdeburg wird es 2017 regionale Kirchentage mit ökumenischer Beteiligung geben. Außerdem planen Evangelische und Katholische Akademie gemeinsame Veranstaltungen.

Inspirierender, segensreicher Ort

Ansprache zum Festakt anlässlich der Grundsteinlegung der heutigen Kathedrale St. Sebastian vor 1000 Jahren

Diese oder jene Kirche – so ist in manchen Stadt- und Kulturführern vor allem im Osten Deutschlands zu lesen – „ist ein wunderschönes Zeugnis der Vergangenheit“. Immerhin – so ließe sich kritisch anmerken – wird da von „wunderschön“ gesprochen, ansonsten aber nur von der „Vergangenheit“. Kirchen scheinen Erinnerungsstücke an gestern zu sein und dort ihre Bedeutung gehabt zu haben, Ausdruck einer verflissenen Zeit und Geisteshaltung, inzwischen aber – provokativ gesagt – für viele eher „kostbare Gräber oder Grüfte eines toten Gottes“.

Solche Tendenzen verspürt man gelegentlich ebenso, wenn „das jüdisch-christliche Erbe Europas“ heraufbeschworen wird und davon die Rede ist, worin man das alles erkennen könne: nicht nur in Architektur und bildender Kunst, sondern auch in Musik, Sprache und Literatur oder in Wertvorstellungen und Lebensweisen. Immer wieder ist von Prägungen und Traditionen zu hören, die für unsere Kultur bedeutsam seien und die es zu bewahren gelte. Neuerdings meinen einige sogar, ein irgendwie diffuses Abendland gegen eine befürchtete Islamisierung verteidigen zu müssen.

Ohne Zweifel gilt, was der Philosoph Odo Marquardt so formuliert: „Zukunft braucht Herkunft.“ Wir müssen wissen, wo wir herkommen und wo unsere Wurzeln sind. Die Erinnerung gehört zu unserer Existenz und stiftet Identität. Wir leben aus und mit unserer Geschichte. Konkret heißt das für uns auch, sich der religiösen Grundlagen und wechselvollen Kirchengeschichte unserer mitteldeutschen Region bewusst zu bleiben oder neu zu werden. St. Sebastian bietet sich da als ein anschauliches und anregendes Beispiel an. Und doch ist das nur eine Seite der Medaille. Unsere heutige Kathedrale hat nicht nur eine Vergangenheit, sie hat auch eine Gegenwart und Zukunft und steht als Zeugin dafür, dass christlicher Glaube lebt und gelebt wird, hier und jetzt, 25 Jahre nach der friedlichen Revolution und politischen Wende, inmitten einer anscheinend zunehmenden Gleichgültigkeit und weithin konfessions- und religionslosen Gesellschaft.

Im Russischen gibt es die schöne Formulierung: „Die Kirche arbeitet“. Das bezieht sich nicht auf Baumaßnahmen, auch nicht auf Prozesse der Umstrukturierung oder irgendwelche „Gschaftlhuberei“.

Das bedeutet vielmehr: Hier wird gebetet und Gottesdienst gefeiert, hier kann man durch die Verkündigung des Evangeliums und durch die Sakramente gestärkt werden, hier pulsiert das Leben, hier geht es um Freud und Leid, Jung und Alt, Geburt und Tod, Bekenntnis und Zweifel, Schuld und Vergebung. Und das merkt man einer Kirche auch an. Hier modert nicht etwas vor sich hin, hier wird tief aus- und eingatmet.

Darüber hinaus steht St. Sebastian für einen ökumenischen Geist. So war – um nur zwei Beispiele zu nennen – die evangelische Domgemeinde vor einigen Jahren für mehrere Monate mit ihrem Sonntagsgottesdienst fast selbstverständlich bei uns zu Gast, und vor kurzem erst hat die russische orthodoxe Gemeinde hier ihre Osternacht feiern können.

In jüngster Zeit schließlich zeigt sich zudem, dass unsere Kathedrale immer mehr ein Ort wird, an dem Menschen aus unterschiedlichen Völkern und Nationen Gottes Nähe und unsere Gemeinschaft suchen. Der Statistik nach sollen inzwischen sogar katholische Christen aus 63 Ländern auf dem Territorium unserer Kathedralpfarrei wohnen. Möge es uns gelingen, geistvoll und tatkräftig auf diese neue Herausforderung einzugehen und vielen erfahrbar werden zu lassen, dass sie hier willkommen und wir gemeinsam Kirche sind.

Und noch etwas halte ich für bedeutsam. In seinem Bestseller „Nachtzug nach Lissabon“ schreibt der Schweizer Philosoph und Schriftsteller Peter Bieri unter dem Pseudonym „Pascal Mercier“ eindrucksvoll: „Ich möchte nicht in einer Welt ohne Kathedralen leben. Ich brauche ihre Schönheit und Erhabenheit. Ich brauche sie gegen die Gewöhnlichkeit der Welt. Ich will zu leuchtenden Kirchenfenstern hinaufsehen und mich blenden lassen.“



Dompropst Reinhold Pfafferodt begrüßt die Gäste, die zur Feier des Jubiläums gekommen sind.

sen von den unirdischen Farben. Ich brauche ihren Glanz ... ich will mich einhüllen lassen von der herben Kühle der Kirchen. Ich brauche ihr gebieterisches Schweigen ...“ Ist es nicht genau das, was Menschen auch heute noch fasziniert, wenn sie eine ausdrucksstarke Kirche betreten. Der Anziehungskraft von Raum, Licht und Formen kann kaum jemand widerstehen. Der Blick wird unwillkürlich nach oben gezogen, der Horizont geweitet. Hier bricht – wie es Fulbert Steffensky einmal formuliert hat – „die große Fremdsprache im Meer der Geläufigkeiten ein.“ Es ist eine Fremdsprache, die – so meine ich – vielen gut tun kann. Mit anderen Worten gesagt: „So wichtig Museen sind, Kirchen ... sind in spezifischer Weise Regenerationsorte für die Seele der Menschen, Asylorte für Gefühle und Ängste, Animationsorte für Lebensmut und Lebensgestaltung, Segensräume für inneren Frieden“ (W. Grünberg).

Möge die Kathedrale St. Sebastian nicht nur „ein wunderschönes Zeugnis der Vergangenheit“ sein, sondern zugleich auch ein inspirierender und segensreicher Ort bleiben. Mögen viele darin hoffnungsvolle Erfahrungen machen. Und möge – wie es ein Journalist dieser Tage ausgedrückt hat – „Mit 1000 Jahren noch lange nicht Schluss“ sein.



Unter den Ehrengästen war auch der Ministerpräsident des Landes Sachsen-Anhalt Dr. Reiner Haseloff mit Ehefrau.

Priester heute

Predigt bei der Priesterweihe von David Seibel
am 23. Mai 2015

Lieber Herr Seibel, ein langer Weg liegt hinter Ihnen. Dazu gehören die Ausbildung und Arbeit in einem anderen Beruf, eine Zeit der Klärung, auf welchem Weg es weitergehen soll, das Theologiestudium und schließlich die Entscheidung, Priester zu werden. Heute stehen Sie an der Schwelle, offiziell zu diesem Dienst beauftragt zu werden. Obwohl wir in einer Zeit leben, in der sich eine vertraut gewordene Gestalt von Kirche deutlich verändert, nehmen Sie diese Herausforderung bewusst an. Zu Beginn unseres Gottesdienstes sind Sie vorgetreten und haben vor mir als Ihrem Bischof und vor der ganzen versammelten Gemeinde bekannt: „Hier bin ich!“ Damit haben Sie ihre Bereitschaft erklärt, das Sakrament der Priesterweihe zu empfangen und sich von Gott in Dienst nehmen zu lassen – hier und heute im Bistum Magdeburg.

Unterschiedliche Vorstellungen und Erwartungen

Was aber, liebe Schwestern und Brüder, verstehen wir eigentlich unter einem Priester? Was macht dessen Profil aus? Was gehört zu seiner Sendung? Was ist seine wichtigste Aufgabe? Und außerdem: Welche Priester brauchen wir heutzutage? Hochwürdige Herren, clevere Unternehmer oder geistliche Väter? Solche Fragen stellen sich gerade in den letzten Jahren immer häufiger. Sollten wir uns Seelsorger wie den Pfarrer von Ars wünschen, intellektuell nicht unbedingt auf der Höhe der Zeit, aber fromm und mit einem weiten Herzen, offen und hilfreich für alle Nöte, Fragen und Probleme, die Menschen bedrücken? Oder wären Männer wie Romano Guardini geeigneter, die Wissenschaft, Liturgie und Apostolat zu verbinden wissen und für viele fruchtbar machen können? Oder sollten wir eher auf Gestalten wie die französischen Arbeiterpriester setzen, die gesicherte Verhältnisse aufgaben und sich solidarisch unter die Benachteiligten mischten? Oder bräuchten wir Leute, die bereit sind, sich zum „Hans Dampf in allen Gassen“ weihen zu lassen? Die Vorstellungen und Erwartungen vieler sind groß und reichen von „sakral legitimierten Heilsvermittlern“ bis zu weltgewandten Managern. Darüber hinaus ist oftmals auch zu hören: Es möge doch einen geben, der immer da ist, der Zeit hat,

einen, der geistige und geistliche Anregungen gibt, der begleitet, einen, der das Leben bewältigen hilft.

In der deutschsprachigen Romanliteratur der letzten Jahre erscheint dies fast als die Idealgestalt des Priesters. Nicht mehr der Prophet oder „distanzierte“ Heilsverkünder ist gefragt, sondern der Mensch an der Basis – eine Art Sozialhelfer, Berater oder Therapeut. Der Priester erscheint den Menschen ganz nah. Er kennt das Leben mit all seinen Höhen und Tiefen. Er ist nicht mehr der „Hochwürden“ vergangener Zeiten, sondern so etwas wie „der gute Nachbar von nebenan“. Zweifellos ist das ein positiver Ansatz. Menschenfreundlichkeit spricht an und macht beliebt. Doch kann dies letztlich genügen? Reicht das aus, um die Sendung des Priesters heute zu beschreiben? Wird hier nicht etwas nivelliert, was nicht nivelliert werden darf? Muss nicht nachdenklich machen, dass die Priesterthematik zunehmend aus der ernsthaften Literatur in die Unterhaltungs- und Trivialliteratur und in dementsprechende Fernsehserien abgewandert ist? Publikumswirksam werden Lebens- und Schicksalskonflikte von Priestern mit den Zutaten Rührung, Spannung und Sensation inszeniert. Interessant ist die Persönlichkeit des Priesters, seine Attraktivität und sein Sympathiepotential, nicht mehr aber, wofür er eigentlich einsteht und was unabhängig von seiner Beliebtheit gilt.

Ist sein Dienst aber nicht größer als die menschliche Wirklichkeit, durch die er sich mitteilt? Wo bleibt der Verweis auf das Göttliche, auf den lebendigen Gott Jesu Christi, in dem der Priester verwurzelt sein soll und den er zu bezeugen hat? Zielt der Hunger der Menschen nach Seelsorge nicht letztlich doch vor allem auf diese Dimension – ob es ihnen bewusst ist oder nicht? Oder noch anders gefragt: Ist das kirchliche Dienstamt nur eine Beauftragung durch die Gemeinde, eine Funktion auf Zeit, die aus dem gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen folgt? Katholische und orthodoxe Kirche sind da anderer Überzeugung. Ihrem Verständnis nach gehört das Amt konstitutiv zur Kirche und stellt auch ein gewisses – sogar „wesentliches“ – Gegenüber zur Gemeinde dar. Und die Weihe oder Ordination macht deutlich, dass es sich hier um etwas handelt, das aus dem Alltag ausgegrenzt und letztlich nicht willkürlich verfügbar ist. Wie ist das aber richtig zu verstehen? Welcher Sinn steckt dahinter? Was könnte das für uns heute bedeuten? Sicher finden wir alle uns nicht mehr in dem wieder, wie es der Römische Katechismus von 1566 beschrieben hat. Dort heißt es nämlich: Priester besitzen ein Amt, „dass man sich kein höheres ausdenken kann, daher sie mit Recht nicht nur Engel, sondern auch Götter genannt werden, weil sie des unsterblichen Gottes Kraft und

Hoheit bei uns vertreten“. Engel, Götter? Ist das nicht maßlos überzogen? Wie aber lässt sich dann erklären, was nach katholischem Verständnis Priester sind?

Gemeinsames und besonderes Priestertum

Zunächst einmal dürfte spätestens seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil klar sein: Alle – ob es sich nun um sogenannte Amtsträger oder Laien handelt – gehören zum Volk Gottes. Alle sind durch die Taufe mit Christus und untereinander verbunden: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“, so heißt es in der Lesung, die wir vorhin gehört haben (Eph 4, 4). Deshalb klingt es einfach kurios, wenn immer wieder von „Priestern“ und „Gläubigen“ gesprochen wird, als ob die Priester nicht auch Gläubige wären. Auch diejenigen, die in der Kirche zu einem besonderen Dienst geweiht werden, bleiben Angehörige des Volkes Gottes und sind keine separate Sondergruppe oder elitäre Kaste. Gemeinsam sind wir alle ein „heiliges Volk“ und haben Anteil am königlichen Priestertum Jesu Christi, jeder und jede, die durch den Glauben und die Taufe dazugehören.

Worin liegt nun aber das Besondere des kirchlichen Dienstamtes? Mit wenigen Worten gesagt: Es vergegenwärtigt Wort und Wirken Jesu Christi selbst und steht somit nicht nur mitten im Volke Gottes, sondern auch den übrigen Gläubigen gegenüber. Damit ist jedoch keine Steigerung des gemeinsamen Priestertums gemeint oder eine Herrschaft über die anderen. Vielmehr will die Weihe zum Ausdruck bringen, dass da jemand nicht mehr sich selbst und auch nicht der Gemeinde der Gläubigen gehört, sondern qualitativ neu gesendet und bevollmächtigt ist, als Zeichen und Werkzeug Jesu Christi zu handeln. Dabei sind nicht die Eigenschaften oder Qualitäten der eigenen Person – Leistung, Tüchtigkeit und Ausstrahlung – entscheidend, sondern die Bereitschaft und gnadenhafte Befähigung, transparent zu sein, Christus durch sich hindurch handeln zu lassen und auf ihn sakramental zu verweisen. Darin liegt die Bedeutung des Weiheamtes: die Gemeinde immer wieder auf Christus als ihren Ursprung und ihr Haupt, ihr bleibendes Gegenüber und in ihr handelndes Subjekt zu verweisen. Darum hat sich jeder Amtsträger auch permanent zu prüfen: Stehst du wirklich für einen anderen, für Christus, für den dienenden und gekreuzigten Herrn, und vermag die Gemeinde dies auch zu erkennen?

Ist das aber nicht ein zu hoher Anspruch an den einzelnen Priester? Was können die anderen von ihm erwarten und was nicht? Wie ist das

menschlich lebbar und aushaltbar? Entlastend kann da sein, was sich mit dem Begriff „character indelebilis“ verbindet, dem unauslöschlichen Prägemaß, das mit der Weihe verliehen wird. Zum Ausdruck kommt damit nämlich auch, dass die Wirksamkeit des kirchlichen Dienstes nicht von der persönlichen Heiligkeit seiner Amtsträger abhängt. Mögen diese auch sündig sein und versagen, Christus bleibt im Wirken der Geweihten seiner Kirche nahe. Diese Zusage kann zugleich demütig machen, weil aus ihr folgt, dass niemand die Macht hat, das Werk Christi und die Existenz seiner Kirche zu zerstören.

Aus der Freundschaft mit Christus leben

Und noch etwas halte ich für ganz entscheidend. Für den heutigen Tag haben Sie, lieber Herr Seibel, einen Evangeliumstext gewählt, in dem Jesus sagt: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte ... Vielmehr ... Freunde ... ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt ...“ (Joh 15, 15f.). Jesus schreibt uns also kein Gebot vor, das wir dann doch nicht erfüllen könnten. Stattdessen gewährt er uns seine Freundschaft und schließt uns in seine Liebe ein. Wer sich so von Jesus beschenkt weiß, der wird auch immer mehr danach bestrebt sein, ihm nachzueifern und so zu werden wie er. „Er macht nicht Dienst nach Vorschrift wie der Knecht, sondern setzt sich ein mit allen kreativen Kräften des Herzens und der Phantasie. Wer sich durch die Liebe zu seinem Freund in Anspruch genommen weiß, für den wird das, was diese Liebe fordert, zu einem heiligen und im Herzen verpflichtenden Gebot“ (J. Lütticken).

Einer solchen Gesinnung entspräche es dann, auch so beten zu können, wie es ein Theologe unserer Tage (K.-H. Menke) einmal formuliert hat: „Herr Jesus Christus, ich weiß, dass nicht wichtig ist, ob ich ankomme, ob ich gelobt werde, ob ich Erfolg und Anerkennung ernte; ich weiß, dass nur eines wichtig ist: dass ich Dir nicht im Wege stehe, dass ich Dein Werkzeug bin, dass ich die Menschen nicht zu mir, sondern zu Dir führe. Herr Jesus Christus, bewahre mich vor dem Wahn, ich selbst müsste die Welt retten. Lass mich nie vergessen, dass Du sie schon gerettet hast; und dass ich nicht am Ende bin, wenn meine Kräfte mir den Dienst versagen. Ich bin das Fenster, Du das Licht. Du kannst hindurch, was ich nicht kann. Du fädelst Dich ein in diese Welt durch mich armseliges dünnes Nadelöhr hindurch. Das macht mich frei von der Last, etwas bewirken zu müssen, was meine Kraft übersteigt. Das macht mir Mut zu der Vollmacht, die Du in mich, in meine Schwäche und Armseligkeit gelegt hast. Ja, Du in mir!

So froh, so unverkrampft und echt wird mein Leben, wenn ich mich entschieden habe zu Dir in mir.“

Liebe Schwestern und Brüder, ja, wir brauchen Priester: „Diener“ – wie es Karl Rahner einmal gesagt hat – „nicht Herren, Geistliche, nicht Funktionäre, Wegbereiter, nicht Nachlassverwalter“. Wir brauchen Priester, die sich dessen bewusst sind, dass sie weder sich selbst dazu erwählt haben noch von der Gemeinde dazu erwählt worden sind, die darum wissen, dass vielmehr Christus sie erwählt hat, um als seine Freunde zu leben und Frucht zu bringen.

Lieber Herr Seibel, wir freuen uns auf Sie und wünschen Ihnen Kraft und Zuversicht für Ihren Dienst. Mögen viele Menschen durch Sie Christus näher kommen und in ihrer Hoffnung gestärkt werden. Und mögen Sie selbst dabei von der Gemeinschaft des Volkes Gottes getragen werden.



Bischof Gerhard Feige salbt bei der Priesterweihe David Seibel die Hände.